

Eine kurze lange Reise

Kapitel 1 Zuhause

Es beginnt in einem Reisebüro. Kaum zu glauben, aber mein erstes Mal in einem Reisebüro nach nunmehr vierzig Lebensjahren. Vier Beratungsplätze, alle ohne Kundschaft. Ich blicke nacheinander in die Augen der vier Damen, die mich lächelnd anstarren, mit dem Kugelschreiber klicken, die Maus zurechtrücken. Keine Ahnung, warum ich ausgerechnet sie auswähle. Maria steht auf dem Namensschild. Sie erhebt sich, reicht mir die Hand, was ich verwundert registriere. Macht man das so in einem Reisebüro? Maria ächzt und nimmt wieder Platz. Dehnbundhose, Knöpfe statt Reißverschluss und ein enormer Bauch, der eine perfekte Kugel unter der lilafarbenen Bluse formt, so weist ihre Hand auf den Stuhl neben mir. Sie auf die fortgeschrittene Schwangerschaft ansprechen, beglückwünschen, ist sicher nicht passend in so einer Umgebung.

»Bitte, nehmen Sie Platz. Möchten Sie einen Kaffee?«

»Nein, vielen Dank.«

»Gut, also dann ...« Sie klickt ein paar Mal auf der Maus, vertieft sich in etwas auf dem Monitor, tritt für einen Augenblick hinüber in eine andere Welt, eine innere Welt wohl, stülpt bedächtig Unter- über Oberlippe, schiebt die Zunge hinterher. Von links nach rechts. Langsam. Was für Zungen ich auch immer bisher gesehen habe, diese ist faszinierender. Welches Rosa für sich in Anspruch nimmt, die Königin unter seinesgleichen zu sein, Marias tiefes Zungenrosa ist eindeutig der Maßstab für alle anderen. Ich konzentriere mich auf den Wandkalender hinter ihr und Marias Bewusstsein taucht wieder auf, erreicht das Hier und Jetzt. Die Zunge verschwindet. Vielleicht mache ich einen verwirrten Eindruck.

»Alles in Ordnung?«

»Ja«, presse ich mühsam hervor, »alles in Ordnung.«

»Wo soll es denn hin gehen?«

Wo will ich hin? Weswegen bin ich hier? Warum ist mir das jetzt entfallen? Wegen Maria, nehme ich an. Ich habe keine Ahnung. »Kuala Lumpur«, rutscht mir raus.

»Kuala Lumpur! Malaysia ist ein wunderschönes Land.«

»Malaysia?«

Maria zieht eine Augenbraue hoch. Ihr Gesicht ist schmal, brünette Haare über einer Schulter, die andere frei und kantig. Augen groß wie Victoriablätter und eine fast schon obszön große Nase dazwischen, aber absolut passend. Ihr Aussehen ist mit sich im Reinen. Was habe ich gesagt? Kuala Lumpur? Geplant waren vier Wochen nach Castellane, Südfrankreich, um meinen Roman fertigzustellen. Warum habe ich das gesagt?

»Kuala Lumpur, die Hauptstadt von Malaysia. Sie werden begeistert sein.«

Mir schwant Übles. »Wie warm ist es denn da gerade?« Maria leckt über beide Lippen. Ganz klar eine Konzentrationsübung, etwas wie Nasenflügel oder angestrengt einen Finger reiben. Schließlich durchforstet sie gerade das Netz nach den Temperaturen in Kuala Lumpur.

»Ach«, seufzt sie, »tolle 35 Grad.«

»35 Grad?!«

»Wie lange möchten Sie denn bleiben?«

»Vier Wochen?«

»Und ab wann beginnt Ihr Urlaub?«

»So schnell es geht.«

»Gut«, meint sie und beginnt zu tippen. Vorsichtig mustere ich ihre schlanken Finger, sauber geschnittenen Nägel, kein Lack. Lange, sehnige Unterarme und wieder die Zunge, die in Zeitlupe komplexe Figuren formt. Höhere Mathematik. Ich weiß nicht, was ich hier tue. Warum passiert mir das? Ganz unmöglich, dass ich das bin. »Hier, ein tolles Hotel. Vier Wochen all inclusive, fünf Sterne. Mit Flug lediglich 8.500 Euro. Fast geschenkt.«

»Klingt gut.« Ich bin verrückt. Maria lächelt. Ein ehrliches Lächeln? Lächelt sie auf diese Art ihre Liebsten an? Oder ist es das Provisionslächeln?

»Haben Sie einen gültigen Reisepass?«

Ich starre auf ihre Nase und versuche ein Bild meines Reisepasses in den Kopf zu bekommen. Dann fällt mir ein, dass ich erst letztes Jahr einen neuen habe ausstellen lassen; für eine USA-Reise. »Reisepass habe ich. Vor einem Jahr ausgestellt.«

»Sehr gut. Mehr brauchen wir nicht. Als Deutscher benötigen Sie kein Visum. Soll ich buchen? Oder möchten Sie noch eine Alternative?«

»Buchen«, höre ich mich sagen und ziehe die Mastercard Platinum. Ich werde einen guten Roman schreiben müssen, um das wieder reinzuholen. In dieser Sekunde fällt mir ein, dass ich Maria vorschlagen könnte, mit nach Kuala Lumpur zu fliegen. Wir beide am Strand, der Sonnenuntergang, das Blau des Wassers wird dunkel, bald schwarz und die Cocktail-Bar sendet einen Ruf zur Nacht. Sie nimmt die Karte, tippt dies und das. Auf ihrem Babybauch könnte man einen Kaffeebecher abstellen. Wie lange darf man eigentlich arbeiten in der Schwangerschaft?

»So! Es gibt nur noch eines zu beachten, nämlich die erforderlichen Impfungen. Deutsche Standard-Impfungen sind zwar völlig ausreichend, daneben gibt es aber Empfehlungen für Hepatitis A, B und Dengue-Fieber. Das bekommen Sie in der Regel innerhalb einer Woche.« Hepatitis A, B und Dengue ... ich erinnere mich an den Aufenthalt in Angola vor zwei Jahren.

»Dagegen wurde ich vor zwei Jahren geimpft.«

Marias Augen leuchten auf. Ihr Lächeln wird breiter. »Super! Ich mache alles fertig, Herr Konstantin«, sagt sie, notiert, tippt. »Gehen Sie doch gegenüber einen Kaffee trinken«, schlägt sie vor. »Ich bin oft in diesem Café. Es ist erstklassig. In einer halben Stunde ist alles erledigt.«

»Klar. Kein Problem. Bis gleich.«

Das Lächeln verschwindet gar nicht mehr.

Der Kaffee ist in der Tat sehr wohlschmeckend. Auf dem Handy tippe ich die Nummer von Friedrich, meinem Verleger. Er nimmt sofort ab. »Roman fertig?«

»Auch einen guten Tag.«

»Du sollst mich nur anrufen, wenn der neue Krimi fertig ist. Buchmesse ist das Zauberwort.«

»Ich fliege nach Kuala Lumpur.« Jemand stößt gegen meinen Tisch. Etwas Kaffee schwappt aus der Tasse. Keine Entschuldigung. Nur ein kurzer Blick. Eine Frau. Ich sehe sie nur noch von hinten, schon hat sie das Café verlassen. Ich lausche, aber Friedrich schweigt. Aufgelegt hat er nicht. »Hallo? Hast du gehört? Ich fliege nach Kuala Lumpur.«

»Ich dachte grad, du hättest Kuala Lumpur gesagt.«

»Hab ich auch.«

»Moment ...« Es raschelt, dann poltert etwas zwei Mal. »Das ist ja Malaysia!«

»Sogar die Hauptstadt von Malaysia.«

»Also ...« Stille nach dem Also. Friedrich wird sich anlehnen, die Schuhe auf den Schreibtisch legen, seine Zigarre suchen. Es klickt im Hörer und er pafft offensichtlich Rauch in die Luft. »Sag das noch mal.«

»Ich fliege nach Kuala Lumpur. Vier Wochen. Recherche und tippen. Muss noch paar Sachen erkunden.«

»Scheiße, ich dachte, dein Roman spielt in Südfrankreich. Nach Südfrankreich wäre ich zur Not mit dem Auto gefahren, aber Kuala Lumpur?! Wieso tischst du mir so einen Mist auf?«

»Beruhig dich. Hab noch einen Schlenker eingebaut. Familienbande und so, Tragik aus kolonialen Zeiten. Wirst schon sehen ...«

»Ich zahl das aber nicht. Spesen für Malaysia kannst vergessen!«

»Behalt dein Geld. Ich nehme Maria mit.«

»Was?! Wen?!«

»Mein neues Tagebuch. So hab ich das genannt.«

»...«

»Bist du noch dran, Friedrich?«

Tiefes ein- und ausatmen. Fast ein gedehnter Stoßseufzer. »Ruf mich an, wenn du zurück bist oder lass den Arzt anrufen, falls du in der Klapse landest. Denk an den Abgabetermin! Noch zwölf Wochen!«

»Klar. Kein Problem.«

»Heinrich?«

»Hm?«

»Wenn dir was zustößt oder du dir irgendwas einfügst, bist du auf dich gestellt.«

»Keine Sorge.«

Er legt auf. Ich trockne den Unterteller mit der Serviette, trinke leer und bestelle einen zweiten Kaffee. Maria fällt mir ein. Wie ein Trottel saß ich auf dem Stuhl vor ihrem Schreibtisch. Ein kleiner, pubertärer Trottel. In den Bann gezogen von Äußerlichkeiten, die es millionenfach auf diesem Planeten gibt und mich bisher nicht hinter dem Ofen hervorgelockt hatten. Warum jetzt? Vielleicht werde ich alt und peinlich. Ich bin unsicher, bezahle gleich und trinke die Köstlichkeit schneller als

gewöhnlich. Kein Genuss dabei. Der herrliche Geschmack des ersten Kaffees ist verschwunden. Etwas muss passiert sein in diesem Reisebüro. Es ist keine Begierde nach Marias Schönheit. Ich schaue von Mensch zu Mensch, Frauen und Männer allen Typs. Kleine, große, alte, junge, schöne und durchschnittlich schöne. Hässliche? Nein, eher gezeichnet. Ganz eindeutig unterscheidet Maria sich von allen hier drin; und vielleicht auch von allen draußen. Aber wie? Als käme am Ende einer langen Fahrt über scheinbar endlose Straßen eine mächtige Gebirgskette. Weit vorne am Horizont. Das ist Maria.

Sie hat alles ausgefüllt, ausgedruckt, in eine mit Südsee-Motiv bedruckte Mappe sortiert und notiert handschriftlich ein paar Punkte auf einen Merktzettel. Aus einer Ablage zieht sie eine Art offizielles Dokument und legt es vor mich hin. Das Logo des Auswärtigen Amtes ist im Briefkopf. »Das sind Infos zur Expositionsprophylaxe ...«

»Zur was?«

Marias Lächeln ist dauerhaft. »Klingt sehr schlimm, ich weiß, aber die Hinweise dienen lediglich dem Schutz vor Insektenstichen. Was können Sie tun, um das zu vermeiden – so gut es geht eben. Das Hotel hat in jedem Raum Klimaanlage, das hilft schon mal. Zudem sehr gute Moskitonetze über den Betten, dazu Anleitungen zum Gebrauch. Und des Weiteren bekommen Sie Tipps, welche Mittel zum Einreiben der blanken Hautstellen Sie verwenden bzw. vermeiden sollten.«

Das klingt gruselig. Ich hasse Mücken. Und zudem bin ich noch bis zu einem gewissen Grad allergisch.

»Ich werde mich nur im Zimmer aufhalten«, versichere ich ihr nickend. Sie legt den Kopf schief, runzelt die Stirn.

»Nein, das müssen Sie nicht. Wir prüfen unsere empfohlenen Hotels einmal im Jahr persönlich.« Aus der Mappe nimmt sie ein Blatt mit wunderschönen Fotos. Blaues Meer, tolle Speisen, bunte Cocktails und schöne Menschen. »Das *Palatan Lemak Sea Lodge* ist ins Meer hinaus gebaut. Das Salzwasser sorgt schon für einen gewissen Schutz, die Klimaanlage im Zimmer für den Rest. Und wenn Sie abends draußen sind, reiben Sie sich mit den empfohlenen Mitteln ein. Das wirkt. Ich war schon dort und bin nicht gestochen worden.«

Ich schaue auf die Fotos. Zu schön, um wahr zu sein. »Sehr beruhigend, Maria ...«
Habe ich ihren Vornamen genannt?! »Entschuldigung, ich wollte Sie nicht duzen.«

»Kein Problem. Es steht ja nur mein Vorname auf dem Schildchen.«

»Gut, also, was muss ich noch beachten?«

Maria atmet geräuschvoll ein, streckt sich und legt eine Hand auf den Kugelbauch. Vielleicht bewegt sich das Baby gerade. Ich schweige. »Die religiösen Gepflogenheiten. Es ist ein islamisch geprägtes Land. Nackte Haut wird also nicht gerne gesehen. Zurückhaltung beim weiblichen Geschlecht. Rufen Sie, wenn möglich, private Taxidienste, keine offiziellen. Das könnte sonst teuer werden. Und bei der Einreise kann es sein, dass Sie das Rückflugticket zeigen müssen.« Maria hebt den Zeigefinger. »Alkohol nur im Hotel und keine Drogen!«

»Meine einzige Droge sind Buchstaben.«

»Wie?« Sie schaut konsterniert.

»Haben Sie schon meine Karte durch den Scanner gezogen?«

»Ach so, ja, ist alles erledigt. Beleg ist in der Mappe. Hier die Karte.«

»Danke, Maria.«

Sie lächelt erneut. Oder ist es jetzt ein ehrliches Grinsen? Sie packt zusammen, gibt mir die Mappe. Ich stehe auf und reiche ihr die Hand, greife zu. Marias Griff ist fest und doch sanft. Ihr Bauch stößt fast eine Wasserflasche um.

»Machen Sie's gut, Herr Konstantin. Vielen Dank, dass Sie uns gewählt haben.«

»Ab sofort immer.«

Es gibt niemand, dem ich Bescheid sagen muss. Die Wohnung wird vier Wochen ohne mich auskommen und in den Tagen bis zum Abflug, habe ich mich an den Gedanken gewöhnt, anstatt in Südfrankreich den Großteil des neuen Romans zu schreiben, ich das ebenso gut in Kuala Lumpur erledigen kann. Warum auch nicht? Ein Zimmer. Meerblick. Funktionierende Klimaanlage und ausreichend Getränke. Nur eines geht mir nicht aus dem Kopf. Maria. Ich komme mir vor wie ein Weltraumreisender, seit Äonen einsam in einem Raumschiff, ohne Hinweise auf Kurs oder Ziel und eines Tages ist da plötzlich ein Neutronenstern, ein Pulsar, mit einem rotierenden Röntgenstrahl, ein Leuchtturm, der es mir ermöglicht, eine Position zu

bestimmen, einen Kurs festzulegen. Ein seltsamer Moment, wenn ich auch keine Ahnung habe, inwieweit er mein Leben beeinflussen wird.

Kapitel 2 Kuala Lumpur

In dieser Sekunde jedoch ist das völlig egal, denn wir setzen auf der Landebahn des Kuala Lumpur International Airport auf, rollen an den Flugsteig und dürfen endlich die Maschine verlassen. Von der klimatisierten Kabine in den klimatisierten Flughafen. Aus den Reiseunterlagen ist zu ersehen, dass das Hotel außerhalb Kuala Lumpurs liegt, südlich vom Flughafen Richtung Port Dickson. Ein Shuttle wird am Ausgang des Terminals warten, um mich direkt in das Resort zu bringen. Aber erst einmal das Gepäck. Am Gepäckband fällt mir wieder ein, warum ich lieber mit dem Zug fahre. Koffer in die Hand und aussteigen. Stattdessen stehe ich hier mit etwa zweihundert Menschen vor einem Transportband aus Edelstahl, versuche eine Gummimatte mit Fehler zu entdecken, um sagen zu können, wie oft das Band im Kreis läuft, ohne unser Gepäck zu bringen. Die Menschen warten, starren fast alle auf Handys, telefonieren, fotografieren sich gegenseitig oder bohren in der Nase, wie der Kerl vor mir. Völlig ungeniert. Mit einem kunstvollen Dreh fördert er einen ordentlichen Popel zutage, mustert ihn von allen Seiten, dann schaut er sich um. Ich weiß, was er denkt. Wohin könnte ich dieses Ding schmieren, ohne dass es allen anderen auffällt? Er entscheidet sich für die Hosentasche.

Ein Räuspern neben mir und ein kaum hörbarer Fluch auf Englisch. Ich bin nicht die einzige Person, die den Kerl beobachtet hat. Lächelnd drehe ich den Kopf und sehe eine große Nase, einen Hijab, Augen wie Victoriablätter. Sie blicken mich an. Perplex deute ich mit dem Kopf auf den Kerl, der erneut in der Nase bohrt. Die Frau schüttelt kaum merklich den Kopf und zieht beide Augenbrauen hoch. Sie ist schwanger. Vielleicht im vierten oder fünften Monat. Das sandgelbe, knöchellange Kleid liegt eng am Bauch an.

»Maria«, rutscht mir raus. Ein Glanz tritt in diese braun-grünen Augen. Als gingen irgendwo ein paar Scheinwerfer an.

»Maryam. Not Maria. Do we know each other?«

»Sorry. I mistook you for another person in Germany.«

»Oh! Sie kommen aus Deutschland?«

Sie spricht fast akzentfreies Deutsch! Im Augenwinkel sehe ich die ersten Koffer kommen. »Ja, aus Köln. Bin für vier Wochen in Kuala Lumpur.« Maryam kontrolliert mit einem schnellen Blick, ob ihr Gepäck dabei ist.

»Köln! Eine schöne Stadt.«

»Das kann ich nur bestätigen.«

»Und jetzt geschäftlich in Malaysia?«

»Nein. Ich will hier den Hauptteil meines neuen Romans schreiben.«

Sie lehnt sich nach hinten, drückt die Hände ins Kreuz. Ein wenig dehnen nach einem solch langen Flug. »Ein Schriftsteller also.«

»Genau.«

»Und man kann davon leben?« Sie lächelt wie Maria. Sie ist Maria. Es kann keinen Zweifel geben. Ich wette, unter dem Hijab sind identische Haare.

»Ich schätze, bisher hatte ich Glück.«

Sie schaut aufs Band, kräuselt die Stirn und tritt zwei Schritte vor. Ich will ihr helfen, aber Maryam zieht den roten Koffer mit einem kontrollierten Ruck vom Rondell, geht in die Knie, klappt die Rollen aus und steht dann wieder dicht vor meinem Gesicht. Ich kann mich nicht bewegen. Will mich nicht bewegen. Die Situation lähmt mich geradezu. Ihr Duft erklimmt meine Nase. Jasmin? Mit dem linken Auge sehe ich meinen schwarzen Koffer entschwinden. Verpasst. Nächste Runde also.

»Ich muss gehen, Herr Schriftsteller. Mein Mann wartet vor dem Terminal.«

»Leben Sie wohl, Maryam.«

»Sie auch ...«

»Heinrich.«

»Sie auch, Heinrich.«

Mit dem roten Koffer hinter sich, entschwindet Maryam oder Maria oder wer immer das auch war. *Geh hinterher!*, sagt eine Stimme im Kopf. Ausgeschlossen. Ihr Mann holt sie ab. Ich wäre in ihren Augen nichts als ein Spinner. Drei Minuten Zauber an einem Gepäckband in Kuala Lumpurs Flughafen verflüchtigt sich im Jetzt. Um mich herum werden die Stimmen wieder lauter, die Sprachen vielfältiger, das Band immer leerer. Mein Koffer nähert sich erneut.

Kaum erwähnen möchte ich die Fahrt vom Flughafen nach Port Dickson. Außer Ölpalmen ist mir nicht viel in Erinnerung. Landschaft ist das falsche Wort. Eine Armee aus meist gleichgroßen, gleichgrünen Palmen, in identischem Abstand gesetzt. So weit das Auge reicht. Gäbe es keinen Himmel, keine Wolken, keine Schlaglöcher, käme man auf die Idee, auf der Stelle zu stehen, während zwei Leute an der Endlosleinwand kurbeln. Hier wächst also unser Palmöl, ist der passende Gedanke. Aber was kann ich mehr tun, als zu schweigen? Jetzt, hier in diesem Shuttle. Auf das Handy starren. Roamingkosten? Daran habe ich tatsächlich nicht gedacht in Köln. Immerhin hat sich das Gerät irgendwo eingewählt.

Das Zimmer ist luxuriös. Eine große, begehbare Dusche. Drei oder vier Personen finden darin sicher Platz. Die Wasserhähne werden per Sensor aktiviert. Ein breites Boxspring-Bett. Sehr hoch gebaut. Absolut saubere Laken. Ein Moskitonetz in Rechteckform des Betts, die Halterung in die Decke eingelassen, augenscheinlich alles ohne Löcher oder Risse, Moskitonetze an Fenster und Balkontür, die Klimaanlage arbeitet nahezu geräuschlos und der Kühlschrank ist voller Getränke. Eines heißt ‚100 Plus‘, ist so eine Art Sportdrink, isotonisch, und schmeckt eiskalt gar nicht schlecht. Alles ist sehr freundlich, nett, zuvorkommend. Das Land des Lächelns. Das Essen kann ich mir aufs Zimmer bringen lassen, was ich gerne in Anspruch nehme. Zusammen mit dem Schild ‚Do not disturb‘.

Nach dem Lunch packe ich das Notebook aus, wähle die europäische Steckdose, überprüfe die Funktion des WLAN und bin zufrieden. Eine Mail von Friedrich. Erinnerung an den Abgabetermin und die Frage, was der Roman mit diesem ‚kolonialen Hirngespinnst‘ und Kuala Lumpur zu tun hätte. Hirngespinnst, das ist es wohl. Also los geht es mit dem zweiten Mord.

Nicht vor zehn Uhr wecken. So war meine Anweisung gestern. Das Buffet im großen Saal ist ausreichend für Frühstück, Mittag, Kaffee und Dinner. Angeordnet im Halbkreis auf einer Länge von sicher zwanzig Meter. Auf den ersten Blick alles, was dieser Planet hergibt. Eine obszöne Menge an Lebensmitteln. Die Tische sind bis auf zwei unbesetzt. Mit einem Teller tropischen Fruchtsalats inklusive einem Hügel Garnelen gehe ich zum Tisch in der Ecke. Ein breites, offenes Fenster vor mir, in einen

Bambusrahmen eingearbeitet. Lediglich das Moskitonetz trennt mich von der Welt draußen. Die ganze Anlage steht auf hunderten Pfählen. Unter uns plätschert das Meer. Ich beginne. Ein junger Mann kommt. Sandalen, knöchellanges, weißes Gewand. In der rechten Hand einen Kaffee, die linke auf dem Rücken. Er lächelt. Das tue ich ebenso, bedanke mich, als er die Tasse abstellt, zwei Schritte rückwärts geht und mich dabei ansieht. Dann dreht er sich und verschwindet. Alles schmeckt vorzüglich und ich hege den Verdacht, dass es bald zu einer Art Müßiggang kommen wird, wenn ich mich nicht zusammenreiße. Also Teller auf Seite, Kaffee schlürfen und das Notebook raus. Am Mord von gestern Abend muss ich noch arbeiten. Die Leiche liegt falsch. Zumindest war das eine Idee von heute Nacht. Nächtlichen Ideen vertraue ich grundsätzlich. Etwas in mir spricht zum Autor, korrigiert ihn oder gibt die richtigen Impulse. Die Zeit verschwindet irgendwohin. Der Saal füllt sich langsam. Ich höre vermehrt Stimmen, ohne mich umzusehen, wer da alles kommt. Als ich es tue, mich zurücklehne und an Kaffee denke, sehe ich sie.

Maria? Maryam? Kein Hijab und wohl auch nicht schwanger. Mein Herz stolpert, schlägt deutlich spürbar, klopft und beruhigt sich kaum. Sie ist allein, sieht aufs Meer hinaus, hat eine Sonnenbrille auf. Eine RayBan und ich möchte wetten, sie hat Augen wie Victoriablätter. Vor allem aber ist es die Nase, die meinen ersten Blick eingefangen hat. Groß, gerader Rücken, wohlgeformt, ein Mahnmal. Berlin hat die Nofretete, Maria hat diese Nase. Der Raum füllt sich zusehends. Aber niemand kommt, um sich neben Maria zu setzen. Die Augen aufs Meer gerichtet, fast bewegungslos. Eine Glastasse auf dem Tisch mit einem Teebeutel drin, der schon drei Mal alles ans heiße Wasser abgegeben hat. Hinter mir kommen Deutsch sprechende Menschen. Zwei Frauen, zwei Männer, setzen sich an den Nebentisch. Lachen, Heiterkeit, auf dem Segelboot war alles toll. Tauchen werden sie aber nicht mehr. Zumindest nicht an dieser Stelle. Alles voller Plastik in den blauen Tiefen. Und, ganz furchtbar, die Autowracks, von denen der Tauchlehrer erzählt hätte, sie wären als ‚*Bauhilfe*‘ für das Korallenwachstum versenkt worden. Uns Deutsche kann man ja schön verarschen, legt er nach. Auf den Philippinen würden sie sogar alte Panzer ins Meer kippen, sagt der andere. Und eine tote Schildkröte haben sie gesehen. Einen Plastiklöffel im Halsstumpf. Ich sehe, wie Maria den Kopf schüttelt, ihn dann dreht.

Erst mich sieht, dann die Leute hinter mir. Ich zucke mit den Schultern, verziehe den Mund. Sie lächelt. Ich lächle zurück. Vorsichtig. Denn ich weiß nicht, was hier geschieht. Ob ich noch auf dem gewohnten Planeten bin oder aus unerklärlichen Gründen ein Paralleluniversum nach dem anderen betrete.

Maria hat nach einer Stunde den Platz verlassen Richtung Foyer. Ein Blick auf mich, das Notebook, die Deutschen hinter mir. Sie sind aus Castrop-Rauxel. Eine Art Treppenwitz. Etwa 10.000 Flugkilometer braucht es also, um Landsleuten aus Castrop-Rauxel zu begegnen. Ich war froh, nichts zu niemandem gesagt zu haben, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, als Deutscher erkannt zu werden. Nach Marias Verschwinden habe ich den Platz gewechselt in einen abgetrennten Alkoven der Bar, der mit einer Glastür verschließbar ist, dazu einen Sichtschutzvorhang bietet. Bis etwa 21 Uhr könnte ich hier drin ungestört sitzen, sagte der Barmann lächelnd, dann müsste er die Plätze freigeben für den Ansturm der Gäste. Am heutigen Abend sei Karaoke angesagt. Zwei Japaner würden diese Veranstaltung organisieren. Ich versprach ihm, den Alkoven um halb neun zu räumen.

Die Konzentration ist weg. Was tue ich mit Maria? Oder ihren Instanzen? Gibt es identische Instanzen ein und derselben Person zur gleichen Zeit? Den Alkoven habe ich pünktlich geräumt, einen Southern Comfort getrunken, das Zimmer aufgesucht und auf den Bildschirm gestarrt. Aufs LED-Weiß des WORD-Dokuments. Ich saß in der Leere. Nach zwei Stunden bin ich ins Bett. Jetzt ist es zehn Uhr morgens und ich habe beim Frühstück beschlossen, die Tagestour zu einem Strand zu machen, der auf dem Flyer mit ‚*Blue Lagoon*‘ angepriesen wird. Meine literarischen Ambitionen tendieren gegen null, also warum nicht. Ein Mitsubishi-Kleinbus fährt die etwas über 20 Kilometer in atemberaubendem Tempo. Der Fahrer lenkt aus Gewohnheit. Er weiß, wann jede Kurve beginnt, denn sehen wird er sie nicht, weil er den Kopf unentwegt von links nach rechts bewegt, redet und redet, lacht und redet, schreit und lacht. Alle Resorts auf dem Weg kennt er offenbar auswendig. Hotel soundso, Resort diesunddas, Lodge Teluk Kemang. Dann hupt er, schwingt grüßend die Hand aus dem Fenster und redet. Ein rollender Kiosk. Leider verstehe ich außer den Eigennamen der vielen Bettenhäuser so gut wie nichts. Das ist egal. Wir sind drei

Frauen und vier Männer und nicken alle am Stück. Ich denke an Maryam im Flughafen, deren Duft noch in meiner Nase steckt. Solange, bis ich beißenden Rauch inhaliere und wir an einem gerodeten Palmölfeld vorbeifahren, dessen Reste gerade verbrannt werden. Es geht bald durch ein kleines Wäldchen, das überraschend original aussieht, dann bremsen wir abrupt. Der Kioskmann lenkt so ungehobelt, dass ich für einen Moment das Gefühl habe, auf zwei Reifen in die Parklücke zu rollen. Es ruckelt. Er springt raus und kommt redend um den Mitsubishi herum, öffnet die Schiebetür und verbeugt sich. Mit dem Taschentuch wische ich Schweiß von der Stirn, steige aus und reibe blanke Hautstellen ein. Zwei Ehepaare aus den Niederlanden, eines aus Norwegen und ich. Der Himmel hat sich inzwischen vom Blau verabschiedet. Eine Menge Wolken beginnen sich aufzutürmen. Aus der Blauen Lagune wird eine dunkelgrüne.

»Camin, camin«, sagt er stetig winkend und würde den Weltmeister im olympischen Gehen schlagen, wenn er dort für sein Land anträte. Die anderen knipsen. Der Nachteil digitaler Knipserei. 36 Bilder in der Kamerarückwand haben dazu verpflichtet, sich Gedanken über Sinn und Unsinn eines Motivs zu machen. Das ist vorbei. Knipsen, löschen oder mit den Filtern sogleich verbessern. Es gibt zehntausende neue Realitäten in einer Sekunde.

Über eine breite Stufe, dunkelrosa lackiert, erreichen wir den Strand. Die Dünung vergisst langsam ihre Trägheit und rollt immer kräftiger heran, bricht und rauscht über den feinen Sand. Der Kioskmann redet, zeigt vom linken Buchtende zum rechten und diese Zahl verstehe ich jetzt. Es müssen 500 Meter sein. Dann deutet er auf seine Uhr.

»Flaad, Flaad«, wiederholt er mantramäßig. Ich deute es so, dass gerade Flut herrscht, also wird die Ebbe nicht lange auf sich warten lassen. Vor uns liegt die Straße von Malakka. Einer der wichtigsten Seewege dieses Planeten. So steht es im Online-Lexikon. Und außerdem ein berühmter Ort für Piraten aller Art. Wenn ich das richtig deute, blicken wir momentan in etwa nach Norden, dann liegt 300 Kilometer hinter uns im Süden Singapur.

»Mach eine Foto, bitte«, höre ich, sehe das Smartphone. Einer der Niederländer.

»Klar, kein Problem.«

Die beiden stellen sich mit dem Rücken zur Lagune. Ich gehe in die Knie, um mehr vom Horizont zu erhaschen. Dann löse ich zehn oder zwölf Mal aus. Sie wetzen zur großen Palme neben der Treppe. Noch mal zehn Aufnahmen. »Viel Dank.«

»Bitte. Gerne doch.«

Woher wissen die eigentlich, dass ich Deutscher bin? Weder Sandalen noch weiße Socken lassen das erkennen. Wahrscheinlich sieht man es uns drei Kilometer gegen den Wind an.

Hand in Hand folgen sie den anderen. Man muss nur die Ohren aufsperrern, dann weiß man, wo sie sind. Der Kioskmann winkt, aber ich deute an, hier am Strand zu bleiben. Er hebt die Hand und brüllt ein ‚*Okeí!*‘. Endlich alleine, setze ich mich auf die Treppe, der Wind frischt auf, wird zunehmend stärker. Und weit im Südwesten meine ich Wetterleuchten zu erkennen. Und vor allem das kleine, vielleicht achtjährige Mädchen in seinem knöchellangen rosa Kleid, das mit Eimer, Schaufel und Förmchen kurz vor der Wasserkante sitzt und gräbt. Nirgendwo Eltern, geschweige denn Erwachsene oder weitere Kinder zu sehen. Könnte gefährlich werden, wenn das Unwetter kommt. Vielleicht sollte ich hingehen und ... ja, was dann? Dann bin ich plötzlich ein Pádo-Tourist. Wenn es kritisch wird, kann ich immer noch hinrennen. Derweil gräbt sie immer tiefer. Wasser sammelt sich im Loch, dann hakt etwas. Sie bekommt die Schaufel nicht mehr heraus und steht auf. Das rosa Kleid geht in der Tat bis auf den Boden. Die Füße sind nicht zu sehen. Mit beiden Händen greift sie ins Wasser und zieht eine Art Lappen aus dem Loch, entfernt die Schaufel und rüttelt an diesem Lappen. Der Sand reißt auf, entlang einer fast geraden Linie. Der Lappen wird länger und zu einer Plastikfolie aus dickem, schwarzen Plastik. Vermutlich Teichfolie.

Die Kleine ist kräftig, reißt, rüttelt, wieder ein halber Meter. Auf diese Art entfernt sie sich von der Grabungsstelle Stück für Stück, jauchzt und lacht, als wäre das hier die Schatzinsel und sie hat ihn entdeckt. Nach einiger Zeit liegen mehr als zehn Meter Folie vor ihr. Zerfleddert an den Rändern, aber stabil. Sie schaut noch ein paar Sekunden drauf, holt ihr Grabungswerkzeug, läuft an mir vorbei ohne mich zu sehen und ist weg. Da liegt sie, die Folie. Wohl seit Jahren im Sand steckend. Ich nehme das Handy aus der Tasche und fotografiere sie. Zehn Meter Teichfolie im Sand der Blauen Lagune. Auf das nächste Wetterleuchten folgt ein dumpfes Grollen.

Wir sind dem Unwetter davongefahren. Was ich aus den Gesprächen der Niederländer entnehmen konnte, war, dass die Gruppe offenbar zu einem Leuchtturm gelaufen ist, der auch eine Seeradarstation ist. Ich hatte mich beim einsetzenden Regen in den Kiosk verzogen, zwei ‚100 Plus‘ getrunken und eine Art Teigrolle mit Gemüse gegessen. Sehr schmackhaft. Mit einem Knall brach das Unwetter los, gerade als ich die Schiebetür von innen zugezogen hatte. Trotz der schlechten Sicht drückte unser Kioskmann auf die Tube. Nur dieses Mal schwieg er. Die Chance, gesund anzukommen, stieg enorm, nahm ich an. Nach der Ankunft ging ich duschen und dann in die Bar.

In der ganzen Hotelanlage sind Fenster und Türen geschlossen, das Wasser klatscht von unten gegen die Holzplattformen, ein einziges Wummern und Zittern. Ein Gewitter in Deutschland ist mit diesem hier nicht zu vergleichen. Nur wenige Gäste sind in der Bar und nur zwei an der ovalen Theke. Einer davon ich. Vor mir die Kladde mit Notizen zum Roman. Ich ahne, dass es mir nicht mehr gelingen wird, eine Verbindung herzustellen; zumindest nicht hier an diesem Ort. Ohne diese ‚*Verbindung*‘ werde ich aber keine Wortkombinationen finden, die Friedrich und die Leserschaft so mögen. Das ist meine Erfahrung mit mir und dem Schreiben. Die Situation ist auf eine seltsame Art verhext. Ein Fingerzeig und der Barman bringt einen Southern Comfort.

»Waren Sie heute unterwegs?« Es ist die Stimme. Ich bin elektrisiert. Schweiß drückt sich durch die Poren auf meine Stirn. Der Southern kommt, scharlachrot mit einem Eiswürfel. »Was trinken Sie da?«

»Southern Comfort.«

»Davon habe ich schon gehört, aber noch nie probiert.« Der Barhocker rechts wird gerückt, Luft drückt sich aus dem dunkelroten Polster mit einem Zischen. Jasminduft breitet sich aus. Sie ist es. Ich bewege mich eine Vierteldrehung nach rechts. Maria mit perfekter Nase, perfekten Augen, Victoriablätter, braun mit einem grünen Ring zum Zentrum hin. Die Farben fließen ineinander über.

»Möchten Sie auch einen?«

»Gerne. Einer kann ja nicht schaden.«

Ich räuspere mich, senke den Kopf und schaue auf ihren Bauch. Keine Erhebung ist zu sehen. »Sie sind nicht zufällig schwanger?« Sie weicht einen Zentimeter zurück, sieht mich verblüfft an. Dann lacht sie und ich kann einen Blick auf die Zunge erhaschen. Dunkelrosa. Es ist Maria. Kein Zweifel. Sogar die Stimme ist identisch. Ihr Habitus, was sie ausstrahlt, eine vornehme Zurückhaltung.

»Wie kommen Sie denn da drauf?«

»Aus einem bestimmten Grund. Wenn ich Ihnen ein Glas Alkohol bestelle und Sie sind schwanger, ist die Gefahr, dass das Kind an FASD erkrankt, sehr hoch. Das möchte ich nicht verantworten. Verzeihen Sie, ich hätte das vorher sagen sollen.« Sie presst die Lippen aufeinander und schaut mich an, als wäre ich ein Sudoku, das nicht zu lösen ist.

»FASD ...«, wiederholt sie gedehnt. »Gehört habe ich das schon mal, aber ich weiß nicht mehr wo und was es bedeutet.«

»Das Gehirn des Ungeborenen wird durch den Alkohol geschädigt. Das kann fatale Folgen haben für ein ganzes Leben.« Ihr linker Nasenflügel zuckt ein paar Mal.

»Sind Sie etwa Arzt?«

»Arzt? Nein, ich schreibe Bücher. Romane. Meist Krimis. In einem wurde eine junge Frau zur Serienmörderin, kam am Ende in die Psychiatrie. Dann erst hat man bei ihr FASD diagnostiziert. Reue und Schuldempfinden waren nicht vorhanden. Keine Selbstreflexion. Forschung und gute Diagnosen dazu sind noch nicht so alt. Deswegen ist es noch recht unbekannt.« Maria nickt, nimmt den Southern Comfort in Empfang und schnuppert daran.

»Riecht gut. Aber noch mal zu dieser Krankheit. Sie haben für den Roman recherchiert und versuchen seither auf so etwas zu achten?«

»Ja, so kann man das sagen.«

»Unter diesen Umständen kann ich eine so forsche Frage akzeptieren.«

»Das freut mich. Sie heißen aber nicht zufällig Maria oder Maryam?« Ihr Blick friert ein. Dafür klopft der Daumen in schneller Abfolge auf die Theke. Ich meine auch, dass ihr Atmen kurz stoppte, proste ihr zu und trinke das Glas auf einen Zug leer. Sie lässt ihres stehen.

»Sie werden mir unheimlich.«

»Dann habe ich recht?«

Mit einem sehr zögerlichen Nicken bestätigt sie. »Marianne.«

»Marianne ... schöner Name. Wenn Sie das ‚R‘ so im Rachen sprechen, kommen Sie dann aus der Schweiz?«

»Jawohl, Herr Kommissar.« Ich muss grinsen und ordere noch einen Southern.

»Erzählen Sie mir, was das mit meinem Namen auf sich hat?«

»Gerne. Wobei es eine wirklich seltsame Angelegenheit ist und ich das Gefühl habe, verfolgt zu werden.« Das Getränk kommt. Ich bedanke mich und erzähle Marianne von der ersten Maria, dann der am Flughafen, also Maryam, dann von ihr und dass alle drei eineiige Drillinge sein könnten. Sie legt den Zeigefinger auf ihre Nasenspitze.

»Aber nicht alle hatten eine so markante Nase.«

»Doch! Alle hatten exakt diese faszinierend präzise Nase. Wie aus feinstem Marmor gemeißelt.« Marianne lacht ins Glas hinein und trinkt einen kleinen Schluck. Das Lachen ist nicht zu unterscheiden. Eine sehr seltsame Geschichte.

»Und die beiden anderen waren schwanger?«

»Achter Monat und vierter Monat.« Sie zieht die Augenbrauen hoch.

»Dann haben Sie deswegen gefragt, nicht wahr?« Ich mache eine beschwichtigende Geste, vielleicht etwas zu lang. Sie schaut auf meine Hände, als stünde dort eine Erklärung zu diesem Unfug.

»Gut. Ein wenig. Die Recherche und dass ich darauf achte, ist alles korrekt. Und alles andere ist mir unerklärlich. Doch ich hätte Sie auf jeden Fall gefragt. Vielleicht nicht mit einem Blick Ihren Bauch kontrolliert.« Marianne entfährt ein belustigter Ton.

»Und? Haben Ihnen Maria und Maryam gefallen?« Ich lege den Kopf auf die Theke. Der Jasminduft ist einfach überall. Dagegen hilft nur der Glaseinhalt. Ich trinke leer. Schweigen ist auch keine Lösung. Sie kommt mir zuvor. »Gut, dass Männer nicht schwanger werden können«, ist ihr trockener Kommentar. »Sonst wären wir schon längst gestorben. Na, kommen Sie. Kopf hoch!« Das tue ich. Und wie recht sie hat. Noch ein Glas? Der Barman kommt und sieht mich fragend an. Ich schüttele den Kopf.

»Sie müssen noch meine Frage beantworten.«

Etwas juckt gewaltig in meinem Nacken. Mir fährt der Schreck in die Glieder. Eine Mücke? Ich patsche drauf, aber da ist nichts. Marianne zuckt zurück, schaut ins Glas und trinkt es in kleinen Schlucken genüsslich leer. Schmatzt nach.

»Lecker.«

»Ja, Southern Comfort ist ein wunderbares Getränk.« Sie erwidert nichts. Wartet einfach, dreht das Glas hin und her. Ich komme nicht drumrum. »Ich kann Ihnen nur sagen, dass es um mehr geht als um gefallen oder Schönheit. Es ist, als wäre ich Jahrtausende durchs dunkle All gereist, um dann endlich meine erste Sonne zu sehen.«

»Und dann gleich drei Mal«, erwidert sie und hebt das Glas. Der Barman nickt. Das ist der Moment des Schreibens, denke ich. Es kommen Sätze, die ich nur in einer tiefen Verbindung zur Idee in meinem Innersten greifen kann. In einem Dialog mit einem realen Menschen ist mir das noch nicht passiert. Ihre Augen heften sich an mich.

»Wenn Sie verzeihen, Marianne, aber ich muss austreten. Bin gleich wieder da.«

»Das kann ich verzeihen.«

Vorsichtig rutsche ich vom Hocker. Bedacht darauf, sie nicht zu berühren, den geringen Abstand zwischen unseren Knien nicht zu verringern. Leicht zurückgelehnt, vorbei am spitzen Ellenbogen, dann habe ich Platz. »Komme gleich wieder«, lasse ich den Barman wissen und gehe Richtung Toiletten, schnell, fast wie eine Flucht.

Im Gang zu den Hygieneräumen ist der Boden aus einem Edelholz. Teak oder Mahagoni vielleicht, davon habe ich keine Ahnung. Die Tür mit dem Männer-Symbol ist erreicht und ich stoße sie auf. Ein älterer Herr steht am Waschbecken und zieht sich ein Haar aus der rechten Augenbraue. Ich grinse und nicke. Schnurstracks an ihm vorbei in den hinteren Raum, ab in eine der Kabinen. Bordeauxrote, großflächige Fliesen, das WC aus orangem Porzellan. Irgendwo gibt es einen Lautsprecher aus dem wohl eine malaiische Volksweise kommt, sanfte, helle Stimme, ein unbekanntes Instrument, Platz nehmen auf dem WC-Deckel und anlehnen. Durchatmen. Über mir ist die Klimaanlage in die Decke eingelassen. Ein leises Surren ist zu vernehmen. Kühle überall. Die ganze Anlage muss eine Menge Strom verbrauchen. Unwichtig! Die Frage ist: Hat das alles etwas zu bedeuten? Ich kann nicht schreiben, bin aber

deswegen hier. Falsch. Eigentlich wäre ich in Südfrankreich, in Castellane, aber wegen einer Maria im Reisebüro, deren Anblick mich seltsam sprachlos werden ließ, hocke ich nun auf einem orangefarbenem WC in der Nähe von Kuala Lumpur. Ich bin versucht, dem ganzen Geschehen eine Bedeutung beizumessen. Um Wahrscheinlichkeiten kann es sich nicht handeln. Ich atme tief ein, halte die Luft und versuche irgendeinen Geruch zu erkennen. Nichts. In dieser Toilette ist alles blitzblank. Wahrscheinlich könnte ich vom Boden essen. Also die Spülung betätigen, aufstehen, Hemd und Hose geraderücken. Als ich hinaustrete, ist der alte Mann weg. Im Waschbecken entdecke ich eine schwarze Augenbraue. Etwa anderthalb Zentimeter lang.

Mariannes Platz ist leer, ihr Glas schon abgeräumt. Ich ordere noch einen Doppelten. Mit Zettel und Southern kommt der Barmann, stellt das Glas aufs Holz und reicht mir das Papier. »Sie ist gegangen. Sagte, sie müsse früh raus. Das hier soll ich Ihnen geben.«

»Vielen Dank.«

Er nickt und wendet sich dem Befüllen des Kühlschranks zu. Mineralwasser, 100 Plus, Heineken. Ich starre auf die Worte. *„Ich war schwanger“*, steht dort. *„Habe es vor zwei Monaten verloren.“* Die Schrift ist klein und ausgewogen, alle Buchstaben im richtigen Verhältnis. Wie gestempelt. *„Ich war schwanger. Habe es vor zwei Monaten verloren.“* Das treibt mir Tränen in die Augen. Heftig. Unvorbereitet. Tief graben die wenigen Worte in mein Inneres. Ich weiß nicht, warum. Es sind nur Worte. Ich kenne Marianne nicht. Sie bedeutet mir doch gar nichts. In einem Zug kippe ich das Glas leer. Rechne kurz und lege 100 Euro auf die Theke, rutsche vom Hocker, das Gesicht auf den Boden gerichtet. Meine hellen Stoffschuhe haben einen Fleck. Woher? Bevor ich etwas sage, will ich mich räuspern, versage kläglich. Ein kratzender Husten hört sich nicht anders an.

»Gute Nacht«, sage ich, ohne aufzusehen. Der Ausgang ist nicht weit.

»Gute Nacht. Und ihr Rückgeld?«

»Gehört Ihnen«, erwidere ich, eine Hand auf dem Türblatt. Generös geht die Welt zugrunde. Soll ich nach Mariannes Zimmer fragen? Mir einen Kniff einfallen lassen? So was wie *„Die Dame hat etwas liegenlassen, ich will es zurückgeben“*. Seufzend

schüttle ich den Kopf, laufe an den Niederländern vorbei, die wohl von draußen kommen. Wir nicken uns zu, lächeln. Klar, wir kennen uns jetzt schon. Der stille Deutsche. Einen Lidschlag später stehe ich vor meinem Zimmer. Einige Meter des Weges fehlen in meiner Erinnerung. Ich bin in Haus zwölf. Bis zur Rezeption ist es nicht nur ein Lidschlag. Zwei Zwischentüren, drei Flure. Gedanken, so sehr in Gedanken. Aber wo sind die Gedanken hin? Mit der Karte öffne ich das elektronische Schloss. Ein Piepen. Dann trete ich ins Dunkle und sage ‚Licht‘. Alles ist still. Niemand anwesend. Nur der Schirm des Notebooks leuchtet. Ich sehe, dass einige Mails gekommen sind. Zwei von Friedrich. Ein leichter Regen vor dem Fenster, das Gewitter hat sich verzogen. Aus dem Kühlschrank hole ich ein ‚100 Plus‘ und denke an Marianne.

Eine Nacht der Marter. Etwas im oder außerhalb des Raumes gab ein hohes Summen von sich. Lange vermutete ich eine Mücke und suchte mit der Handylampe das ganze Zimmer ab. Jeden Winkel, hängte Bilder von der Wand, rückte die Kommode nach vorne und durchforstete das Internet nach in Malaysia heimischen Mückenarten. Allerdings existierten wohl nicht mehr sehr viele insgesamt, da die Monokultur der Ölpalmen den Einsatz von radikalen Insektiziden erforderlich machte, was auch den Mücken nicht gut bekam. Recht so. Nur eine tote Mücke, ist eine gute Mücke, tippte ich auf die leere Word-Seite. Nach geraumer Zeit erkannte ich, dass dieses hochfrequente Summen eine gleichbleibende Lautstärke aufwies. Was unmöglich eine hin und her fliegende Mücke sein konnte. Dann wohl ein elektronisches Gerät. Einem spontanen Einfall folgend rief ich die Internetseite des Reisebüros in Köln auf. Unter TEAM entdeckte ich bekannte Gesichter. Drei der Damen, aber keine Maria. Ich vermutete sie daheim oder womöglich schon im Krankenhaus. Aber nahm die Geschäftsführung deshalb ein Foto von der Seite? Datenschutz. Durchaus denkbar. Eine Marianne aus der Schweiz war jedenfalls nicht aufzutreiben und gegen halb vier ging ich ins Bett.

Einfach liegenbleiben ist die Devise für den heutigen Tag. Friedrichs Gesicht klebe ich in Gedanken an die Decke. Er vertraut mir. Und wir haben einen Vertrag. Einen netten, aber strikten Vertrag. Ich müsste den Vorschuss zurückzahlen. Und der geht

hier in Kuala Lumpur in Rauch auf. Außerdem ist da noch Marianne. Ich will unbedingt erfahren, was sie hier macht. Urlaub oder beruflich, wie alt ist sie eigentlich? Und kann ich sie mal besuchen in der Schweiz? Das Bild eines kleinen, nasepopelnden Jungen weicht nicht mehr von meiner Seite. Ich stehe auf, dusche kalt und ziehe helle Leinenklamotten an, rasieren ist morgen oder übermorgen wieder dran. Das Buffet wartet. Wie immer der Früchtesalat und die großen Garnelen. Vor dem Fenster ist es dunstig. Das ganze Wasser von gestern verdampft in der zunehmenden Hitze. Ein junger, lächelnder, in weißes Tuch gehüllter Kellner bringt den Kaffee. Die linke Hand auf dem Rücken. Ich will ihm sagen, dass er nicht lächeln muss, die Hand hervornehmen und sich nicht verbeugen soll, denn sonst käme ich mir wie ein britischer Kolonialherr vor. Das lasse ich jedoch bleiben. Lieber denke ich an Marianne.

Nach dem leckeren Frühstück entschieße ich mich, das dreckige Geschirr nicht stehen zu lassen. Ich trage es vor die Schwingtüren der Küche und klopfe. Eine Frau öffnet. Breit grinsend hebe ich Besteck, Teller und Tasse ein Stück vor mich. Sie verdreht die Augen, murmelt etwas Malaiisches und nimmt mir alles ab. Die Tür schwingt zu. Ich habe das Gefühl, rot zu werden und ziehe seufzend zur Bar. Zwei ältere Herren lassen sich gerade einen Glengoyne geben. Ihrem Akzent nach sind es Schotten. Ich wähle das linke Ende der Theke und seltsamerweise stellt der Barman umgehend einen Southern Comfort aufs dunkelrote Holz. Offenbar habe ich mir schon einen Namen gemacht.

»Haben Sie heute Morgen schon die Dame von gestern Abend gesehen?«

Er runzelt die Stirn, trocknet die Cognac-Gläser mit einem weißen Tuch.

»Nein, tut mir leid.«

»Aber sie wohnt schon hier im Hotel?«

»Natürlich. Sie hat ja die Gästekarte für Bar und Buffet.« Er prüft seine Arbeit gegen das Licht, dann stellt er alle Gläser sorgfältig in das Regal an der Rückwand. Aus Holz natürlich.

»Was ist das für Holz?«

Er legt das Tuch neben die Zapfanlage und kommt her. Mit der Hand streicht er über die glatte, leicht glänzende Oberfläche. »Im ganzen Hotel verwenden wir Teak. Eine heimische Art. Gefällt es Ihnen?«

»Sehr. Es strahlt etwas Warmes aus.«

Ein zufriedenes Nicken ist die Antwort. Vielleicht ist er stolz auf sein heimisches Teak. »Dummerweise geben wir so viel an den Westen«, sagt er dann.

»Na, dann geben Sie uns das Holz einfach nicht.«

»Die Holzfirmen gehören euch. Die meisten jedenfalls.« Hier ist das Ende der Diskussion erreicht, denn ich habe vom Thema reichlich wenig Ahnung. Wer wem wo Holz klaut, ist für meine bisherigen Krimis von keiner Bedeutung gewesen. Vielleicht sollte ich das ändern. »Gehen Sie zur Rezeption. Ich rufe vorne an und sage, dass die Dame nach Ihnen gefragt hat und ob Sie die Zimmernummer haben könnten.«

Der Barman lächelt. Ein strahlendes, warmes Lächeln. Ich lege die Hand aufs Teak und kann die Wärme spüren. Jetzt würde ich gerne seinen Namen erfahren, aber mit einem gemurmelten ‚*Danke*‘ auf den Lippen bin ich schon unterwegs.

Auf dem Weg zum Foyer, über zwei Flure, durch zwei Flügeltüren aus Teak, nehme ich eine deutlich zunehmende Unruhe wahr. Überall um mich herum. Laute Stimmen aus drei Zimmern, zwei Menschen vom Reinigungspersonal wetzen an mir vorbei, das schnelle Malaiisch macht mich ganz nervös. Gäste kommen aus Gängen die zu diversen Häusern führen. Und im Foyer kulminiert alles. An die Rezeption kommen ist unmöglich. Sie ist hinter einer Mensentraube verschwunden. Ich denke an Babel. Eine unüberschaubare Anzahl Sprachen trifft sich zu einem Eintopf. Ich stelle mich neben eine Yucca und versuche zu sortieren, was vorgeht. Eine plötzliche Rattenplage? Oder ist das Wasser weg? Von links schleicht eines der niederländischen Ehepaare an mich heran. Sie hat das Handy vor sich, schaut die ganze Zeit drauf. Er lenkt ihre Schritte bis zu mir. Mit einem Nicken begrüßen wir uns. Dann wirft er ebenfalls immer wieder Blicke auf den kleinen Bildschirm. Ich kann nicht erkennen, was da gezeigt wird, aber es brennt irgendwo. Kein kleines Feuer.

»Entschuldigung, liebe Nachbarn. Was ist denn passiert?«

Er zieht mich zu sich und sie hebt das Ding so, dass wir alle draufsehen können.

»Terroranschlag! Bomben!« Mehr schafft sie nicht zu erklären. Das Niederländische ist dankenswerterweise gut zu verstehen.

»Wo?«

Der Niederländer tippt aufs Handy. Ich gehe näher heran. Kuala Lumpur. Eine Bombe auf einem Platz in der Stadt, weitere am Flughafen und in zwei Hotels. Offenbar mehrere hundert Tote. Ausnahmezustand ausgerufen, zeigt eine Laufschrift. Hier im Foyer herrscht auch Ausnahmezustand. Vielleicht entdecke ich Marianne in der Menge, aber vergebens. Die Niederländerin beginnt zu weinen.

»Hier sind wir bestimmt sicher«, sage ich und hoffe, Deutsch ist ebenso gut zu verstehen. Ihr Mann hebt beide Augenbrauen.

»Meinen Sie?«

»Ich hoffe doch«, kann ich nur sagen.

»Wir packen«, fordert sie ihn auf und steckt das Handy weg.

»Aber der Flughafen ist gesperrt! Keine Starts, keine Landungen!«

Sein Einwand wird ignoriert.

»Wir packen!«, wiederholt sie und zieht ihn mit sich. Die Yucca neben mir blüht und duftet betörend. Was soll ich jetzt tun? Zunächst werde ich Friedrich anrufen und ihm sagen, dass alles in Ordnung ist. Ich schätze, er wird gerade aufstehen.

»Weißt du, wie viel Uhr es ist?«

»Bald Zeit fürs Mittagessen«, sage ich grinsend. Skype ruckelt. Es gibt immer wieder Aussetzer.

»Was ist los mit dem verdammten Internet?«

»Schalt mal CNN ein oder ntv.«

»Warum?« Ohne meine Antwort abzuwarten, dreht er den Stuhl, verschwindet für einen Moment. Es wird laut. Die Worte Malaysia und Kuala Lumpur fallen, Stimmen in vielen Sprachen, Sirenen. »Mein Gott«, höre ich Friedrich sagen. Sein Gesicht ist wieder vor der Kamera. »Und da bist du grad?«

»Nein. Ich bin in Port Dickson, paar Kilometer südlich des Flughafens.« Eine starke Verzerrung. Das Bild wird kurz schwarzweiß, dann stabilisiert es sich.

»Du musst da weg! Hörst du? Ich will, dass du da verschwindest! Denk an deinen Vertrag. Du begibst dich nicht in Gegenden, in denen du dein Leben riskierst. Denn das wäre mein finanzieller Verlust.«

»Wie sehr du dich doch um dein Geld, äh, um mich sorgst.« Er verdreht die Augen und kommt dicht vor die Linse.

»Red keinen Müll! Vertrag ist Vertrag. Du bist mir aber wichtiger als dieser Scheiß-Vertrag. Selbst wenn du tot bist, könnte ich deine Bücher als Taschenbuch-Version in Lizenz verkaufen. Also, hab dich nicht so. Hau ab da!«

»Der Flughafen ist zu. Keine Starts, keine Landungen.« Friedrichs Nase verschwindet zwischen Zeigefinger und Daumen. Er schließt die Augen. Ich warte und trinke ‚100 Plus‘. Dann schnippt er mit den Fingern.

»Gut, dass ich mir das auf Google Maps angeguckt habe. Nimm dir ein Taxi und fahr runter nach Singapur. Dort steigst du in ein Flugzeug und kommst nach Hause. Den Roman kannst du auch in meiner Eifeler Hütte schreiben.« Von Singapur in die Eifel. Besser wird es nicht mehr werden. Abgesehen davon, dass ich keinen Zentimeter vorangekommen bin beim Schreiben. Aber irgendwie werde ich das hinbekommen. »Ich werde dir von hier aus einen Flug buchen. Du musst mir nur sagen, wann du Singapur erreicht hast«, setzt er nach.

»Vergiss es, Friedrich. Was meinst du, wie viele Touristen auf dieselbe Idee kommen. Ich werde nach Singapur fahren, in einem Flughafen-Hotel übernachten und einfach den erstbesten Flug buchen, den es gibt. Und wenn es London oder Paris ist, macht das ja nichts.« Er beugt den Kopf nach vorne. Wie wenig Haare ihm doch geblieben sind. Mit der rechten Hand fährt er über die Halbglatze, dann lehnt er sich wieder zurück.

»Na gut. Bin einverstanden. Melde dich, wenn du dort bist. Ist ja nicht weit.«

»Ich melde mich.«

»Pass um Gottes willen auf dich auf!«

Nickend beende ich das Gespräch.

Die Hotelanlage gleicht einem Ameisenhaufen. Gäste reisen ab. Eine Menge Gäste. Auf dem Weg zur Rezeption kommt mir der Niederländer entgegen, steuert direkt auf mich zu als wäre ich eine Rettungsboje im Pazifik. »Gehen Sie auch weg?«

»Ja. Ich werde ein Taxi rufen, das mich nach Singapur bringt. Von dort fliege ich nach Hause.« Er starrt mich an. Muss er das erst verarbeiten? Oder hat er es nicht verstanden.

»Super«, sagt er nach einem langen Moment des Starrens. »Super Idee. Meine Frau ist schon voller Panik. Wohin könnten wir denn gehen?« Er ist ein Häufchen Elend, zusammengesunken, der Rücken wie ein Flitzebogen gekrümmt. Was bleibt mir anderes übrig ...

»Hören Sie, Herr ...«

»van Delft.«

»... van Delft. Warum kommen Sie nicht mit? Nach Singapur sind es nur ein paar Stunden Autofahrt. Packen Sie zusammen. Ich bestelle jetzt das Taxi.« Mit beiden Händen greift er meine Oberarme und rüttelt daran.

»Danke! Wir sind in Haus zehn, Zimmer, drei. Holen Sie uns ab?«

»Klar. Kein Problem. Ich hole Sie ab.« Kaum hört er das, ist er auch schon verschwunden und an mir vorbei gehen die Schotten in aller Gemütsruhe Richtung Bar. Sie lachen und erzählen, als wäre nichts passiert. Marianne fällt mir ein. Vielleicht entdecke ich sie jetzt im Foyer.

Da sind Deutsche und Österreicher. Birkenstock, weiße Socken. Das gibt es tatsächlich. Sie wollen wissen, wo der nächste internationale Flughafen ist. Aber ihr Englisch ist mies und die geographischen Fähigkeiten offensichtlich wenig ausgeprägt. Diskutierend machen sie endlich Platz.

»Sie möchten auch auschecken?«, fragt der junge Mann.

»Ja. Bitte rufen Sie mir ein Taxi für drei Personen nach Singapur. Ein privates Taxi, kein offizielles.«

»Das mache ich gerne, der Herr. Leider kommen zu den bisherigen sieben Tagen noch weitere sieben dazu, Entschädigung aufgrund der vorzeitigen Abreise. Sie wissen das sicherlich aus Ihren Reiseunterlagen.« Er hat ein so offenes und herzerwärmendes Lächeln, die sieben Tage würde ich ihm sogar noch draufpacken als Danke für dieses freundliche Gesicht.

»Kein Problem. Es ist, wie es ist. Sagen Sie mir Bescheid, wann das Taxi kommt. Ich bin auf meinem Zimmer.«

»Danke. Sehr gerne.«

»Sagen Sie, gibt es eine Dame die Marianne heißt und aus der Schweiz kommt? Die möchte ich im Taxi mitnehmen.« Er stülpt die Lippen vor und tippt auf der Tastatur, klickt, tippt wieder, dann zuckt er mit einer Schulter.

»Die Dame ist gestern abgereist.« Unwillkürlich muss ich tief durchatmen.

»Schade. Vielen Dank.«

Er lächelt und ich mache mich auf den Weg zu Haus zehn, Zimmer drei. Die Niederländer informieren. Marianne ist gestern abgereist. Ich habe gehofft, so etwas würde sie mir mitteilen. Da war eine Verbindung. Ganz deutlich. Oder so langsam verlässt mich meine Menschenkenntnis, mein Instinkt. Keine Nachricht hinterlassen, nur diesen Zettel. Dafür ihr Bild überdeutlich in meinem Kopf. Existenz wie eine Stahlschleuse in einem engen Kanal. Nicht dran vorbeizukommen. Wie gern hätte ich sie noch einmal gesehen. Geredet über dies und das. Vielleicht sollte ich sie mit in den Roman nehmen?

Das Taxi ist ein Isuzu-Kleintransporter, samt Fahrerin, die offensichtlich eine Menge Gemüse und Obst damit transportiert, wenn sie nicht gerade Menschen durch die Gegend karrt. Hinter der Rückbank ein Sicherheitsnetz, gefolgt von Regalen voller vergilbter Blätter und leerer Kisten. Dazwischen unser Gepäck. Das niederländische Ehepaar hinten, ich neben der Fahrerin. Sie redet und redet, steckt ihr Handy in eine wackelige Halterung und tritt aufs Gaspedal. Der Isuzu hat eine Lenkradschaltung, Halbautomatik oder so was in der Art. Die Grenzen der Motorleistung werden in jedem Gang ausgereizt. Manchmal kann ich die Stimme nicht vom Kreischen der Maschine unterscheiden.

»Wir werden alle sterben«, prophezeit die Niederländerin. Der Meinung bin ich nicht, aber den Part, ihr Hoffnung zu geben, übernimmt ihr Mann.

»Nein, Liebling. Wir werden nicht sterben! Stimmt es nicht, Herr, äh ...«

»Konstantin.«

»Wir werden nicht sterben, Herr Konstantin. Das sehen Sie doch auch so.«

»Da haben Sie recht, Herr van Delft. Wir fahren jetzt gemeinsam nach Singapur, steigen dort in ein Flugzeug und sind nur 10.000 Kilometer später in Europa. Nicht wahr, Frau Fahrerin?« Die Malaiin sieht mich an, lenkt unbeirrt durch die

langgezogene Kurve, lächelt und redet gleichzeitig. Ich nicke Richtung Straße. Sie versteht kein Wort. »Stattdessen sollten wir die abwechslungsreiche Landschaft aus Palmöl-Plantagen bewundern. Eine Grundlage unseres Reichtums im Westen.« Der Niederländer zieht die Augenbrauen nach unten und tätschelt die Hände seiner Frau. Vermutlich hält er mich für einen Spinner. Ich drehe mich nach vorne. Es fängt an zu regnen.

Nach gut einer Stunde stupse ich unsere Fahrerin an, sage *Toilet* und laufe mit zwei Fingern der linken Hand über die Ablage.

»Ah! Toilet!«

»Genau. Pinkeln, Kaffee trinken.«

»Ah! CoffeEEEE!«

»Genau.«

Sie deutet auf ein vorbeiziehendes Schild und ein paar Kilometer weiter fährt sie von der Schnellstraße auf einen Rastplatz. Eine große Tankstelle mit Shop für Süßwaren, Knabberzeug, Sandwichs und Kaffee. Ruckartig kommen wir an einer Zapfsäule zum Stehen. Die Niederländerin schläft und er will aussteigen.

»Ich muss auf Toilette«, erkläre ich ihm. »Warten Sie, bis ich wieder zurück bin, wegen des Gepäcks. Müssen Sie auch auf Toilette?« Er verneint. »Soll ich Ihnen etwas mitbringen? Kaffee? Ein Sandwich?«

»Ja, bitte. Zwei Kaffee und wenn es Käsesandwich gibt, dann auch zwei. Ich gebe Ihnen Geld.«

»Vergessen Sie das Geld.«

Zügig steige ich aus, warte bis der Zapfhahn klackt und gehe mit der Fahrerin in den Shop, zeige ihr dabei die Mastercard und deute auf mich. Ich bin im Land des Lächelns. Nach dem ich bezahlt habe, verschwindet sie auf die Toilette. Ich sammle ein, was ich an Essbarem tragen kann, lege es auf die Theke und sage ‚*Toilet*‘. Der Kassenwart nickt und zieht an einer E-Zigarette. Als ich die Tür der Männertoilette öffne, stockt mir der Atem. Körperstarre im Bruchteil einer Sekunde. Sechs oder sieben Meter weiter im Eck mit den Urinalen sitzt eine Spinne. Ich untertreibe. Spinne ist nicht der richtige Ausdruck. Eine achtbeinige Monstrosität. Schwarz. Behaart. Kauert und lauert. Sieht mich und weiß, dass kalter Schweiß meinen Nacken

herabläuft. Rückwärts verlasse ich den Raum, nach allen Seiten weitere dieser Viecher suchend. Kurzentschlossen gehe ich in die Damentoilette, treffe meine Fahrerin, die mich verwundert ansieht.

»Spider«, sage ich. »Big Spider!« Sie runzelt die Stirn, dann hellt sich der Blick auf. Mit der rechten Hand krabbelt sie über den linken Handrücken. Ich nicke. »Spider!« Sie lacht, krümmt sich geradezu und wankt durch die Schwingtür. Schnell verrichte ich meine Tätigkeit, wasche die Hände, die Augen wie ein Chamäleon überall und gleichzeitig. Vorne bezahlen und einen Atemzug später sitze ich wieder im Isuzu. Davon werde ich noch einige Wochen träumen.

Die Niederländer schlafen den Schlaf der Gerechten. Immerhin schnarchen sie nicht. Aus dem Radio kommt die zweihundertste malaiische Volksweise und die Fahrerin kennt sie fast alle auswendig. Das Land ist hügelig geworden und Ölpalmen sehe ich keine mehr oder nur noch vereinzelt kleinere Plantagen. Die Schnellstraße ist sechsspurig, in einem guten Zustand. Fast bin ich versucht, der Frau links von mir zu sagen, sie möge ewig so weiterfahren. Bis ans Ende der Welt, wenn wir nicht vielleicht eh bald dort sind. Eine Straße in einem Meer aus Grün, aus dem Dampf steigt, Wolken bildet, die keine tausend Meter weiter abregnen. Neben der Halterung des Handys kleben zwei Fotos. Ein Mann, ein Kind. Vermutlich ein Junge. Die Klimaanlage läuft und die Idee, dass mein Hiersein möglicherweise Absicht ist, mitten im malaiischen Dschungel, in dessen Körper grauenvolle Monster lauern, schiebt sich in meine Gedankenwelt. Ich bin vielleicht auf einer Spur. Auf der Spur einer Person, die gleichzeitig an verschiedenen Orten ist, nichts von ihrem jeweiligen Pendant weiß, aber immer in meiner Nähe. Ein Hauch Glück, ein Kribbeln, streift hinter meinem Herzen vorbei, hüllt es für einen Atemzug ein. Schlaf kommt und nimmt mich mit.

Kapitel 3 Singapur

Von den Niederländern ist nichts zu hören als gleichmäßiges Atmen. Mein Wachwerden war ungewöhnlich und ungewohnt. Stille im Auto. Kein Radio, keine plappernde Fahrerin. Industrie, Gewerbe, der kühle Luftstrom der Klimaanlage. Es kommt mir vor, als ruhe ich in einem anderen Körper, habe kurzzeitig von ihm Besitz ergriffen, um zu sehen, was er sieht. Zu hören, was die Welt an diesem Ort zu sagen hat. Den Duft eines fernen Landes einatmen. Wenn auch nur der eines Isuzu auf dem Weg von Port Dickson nach Singapur.

»Passport«, sagt eine Stimme. Was möchte sie damit sagen? Meint sie überhaupt mich? Die schmale Hand geht zum Lenkrad. Zwei Mal drückt sie auf die Hupe.

»Was ist?«, fragt der Niederländer.

»Passport«, wiederholt sie.

»Haben wir lange geschlafen?«, will er wissen. Der Körper in dem ich ruhe, dreht den Kopf.

»Zweieinhalb Stunden oder so.«

»Passport!«

Ich nicke. Herr van Delft rüttelt an seiner Frau.

»Reisepass, Liebling!«

Völlig benommen kramt sie aus einem Lederbeutel auf ihrer Brust zwei niederländische Reisepässe. Ich nehme sie an mich, klappe beide auf. Meiner steckt in der Hemdtasche. Die Fahrerin grinst, nimmt alle drei an sich und steckt sie zwischen ihre Oberschenkel. Endlich schaue ich nach vorne und sehe mehrere große Terminals vor mir, gebaut wie Bahnhofshallen. Neunzig Grad zu unserer bisherigen Richtung. Die Straße teilt sich mehrfach auf. Ich blicke nicht durch. Schwellen alle paar Meter. Wir werden durchgeschüttelt. Wieder teilt sich die Straße in Ausfahrboxen mit Kabinen. Uniformierte lenken die Fahrzeuge mal hier hin, mal dort hin, je nach Platz. Fensterscheibe runter, Ausweise in Schiebebox. Von dem was gesprochen wird, kann ich nichts verstehen. Nur Kuala Lumpur, Tourist und Changi Airport. Verständiges Nicken. Das mit den Terroranschlägen und flüchtenden Touristen muss sich rumgesprochen haben. Die Fahrerin bekommt drei Zettel mit

den Ausweisen, gibt alles mir und fährt weiter. Ich reiche zwei der Papiere nach hinten. Der Niederländer liest vor.

»Die Republik Singapur wird Ihnen eine Durchreise zum Flughafen ermöglichen, inklusive zweier Tage Aufenthalt im Crowne Plaza oder – falls Sie heute schon weiterreisen – Essen und Getränke im Transferbereich. Falls Sie einen touristischen Aufenthalt in Singapur erwägen, melden Sie sich an folgender Adresse ...« Er legt den Zettel neben sich. »Wir haben schon einen Flug von unserer Botschaft buchen lassen. Und Sie?« Gespannt sieht er mich an.

»Ich habe noch nichts geplant, also werde ich heute Nacht in diesem Hotel übernachten und morgen früh den nächstbesten Flug nach Europa buchen.« Es holpert und wir sind auf einer Brücke, dem Johor Causeway, wie auf dem Asphalt steht. Vor uns ein die Straße überspannendes Schild, ‚*Woodlands*‘ steht drauf. Woodlands?

Ein noch größeres Terminal kommt in Sicht. Eine Art Weltraumbahnhof oder was ähnliches. Ich lehne mich zurück und starre auf das Bild der Welt vor der Scheibe, höre nicht mehr wirklich zu, was die beiden hinten miteinander reden. Vielleicht bin ich wirklich auf einem anderen Planeten. Die Erkenntnis, dass die Welt in meinem Kopf um einiges kleiner war als ich bisher angenommen hatte, schleicht sich gnadenlos in mein Bewusstsein. Gegen das, was ich sehe, ist Köln oder etwa Frankfurt ein Kinderspielzeug. Ich weiß nichts. Nichts über Singapur oder Malaysia. Bisschen Kleinkram aus dem Erdkundeunterricht. Aus Wikipedia. Drei mal Weltspiegel geguckt vor 25 Jahren. Vier Mal James Bond. Das hier jedoch ist etwas völlig anderes.

Wir folgen einem hochorganisierten Lindwurm. Mit tausend anderen Fahrzeugen – so kommt es mir vor – erreichen wir gleichzeitig die Grenzstation, müssen Reisepässe, den Wisch von vorhin, unsere Hotelbuchungen und Anreisetickets zeigen, bekommen dafür einen Stempel in den Reisepass, werden gefragt, ob wir das schöne Singapur sehen möchten, verneinen aber. Mit einem Lächeln und Schulterzucken entlässt er uns in ein Meer aus Straßen, Parks, futuristischen Hochhäusern und folgen dem stählernen Lindwurm über Hochstraßen und durch Tunnel.

Die beiden hinter mir durchforsten das Internet nach Informationen, schicken Nachrichten, telefonieren mit Verwandten, Bekannten, beruhigen so gut es geht. Alles sei in Ordnung, wir leben noch, auf dem Weg nach Singapur. Dem beginnenden Tag hinterherfliegen ist ja was schönes. Bald werden wir in Schiphol sein, ja, abholen sehr gerne, Küsschen, Umarmung. Schön, wenn man jemanden hat. Oder? Wen habe ich? Die Fahrerin grinst die Scheibe an. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht kann sie ja die Bilder in meinem Kopf erkennen. Und die muss sie nicht übersetzen. Draußen ist Wald, Regenwald, eine Menge Grün. Bald ändert sich das, geht über in eine wogende Fläche aus allen erdenklichen Häuserformen. Bizarre Konstruktionen. Eine Art Hochhaus-Bügelbrett in der Ferne. Drei Gebäudeteile, die ein sehr viel größeres, flaches Gebilde tragen, auf dem wiederum kleine Gebäude und Bäume stehen. Und überall Solarzellen. Es sieht aus, als hätten die Dächer Singapurs mehr Photovoltaik als ganz Deutschland zusammengenommen. Ich wohne in einem mittelalterlichen Land. Es geht vierspurig nach Osten; das deute ich aus dem Sonnenstand. Immerhin sind die Straßenschilder in lateinischer Schrift und das blaue Autobahnzeichen bringt mich zum Grinsen. Offenbar haben sich die hiesigen Verkehrspolitiker deutsche Autobahnen angesehen.

»Schauen Sie«, sagt die Niederländerin und tippt auf meine Schulter. »Auf allen Häusern die Solarzellen. Und so hoch gebaut, dass man noch etwas drunterstellen kann.«

»Ja, schon gesehen.«

Die Fahrerin versteht nichts, lächelt zu unseren Worten, zeigt nach links und rechts. »Greet! Greet!«, kommt es in malaiischem Englisch.

»Ganz großartig«, bestätige ich nickend. Beidseitig der Autobahn eine fast endlose Anzahl Mietskasernen, zwanzig oder dreißig Stockwerke. ‚*Don't drink and drive*‘ steht auf einem gelben Schild. Wir schauen raus und staunen. Bald sind es nur noch drei Spuren pro Richtung. Aber immer noch Solarzellen. Wieder ein grünes Schild. Flughafen geradeaus. *Punggol Central Exit 7* und *Tampines Road 7A*.

»Das Licht ist so grell draußen.« Was hat der Niederländer gesagt? Ich habe nicht richtig zugehört und drehe den Kopf.

»Wie bitte?«

»Das Licht ist so anders als bei uns. Viel intensiver.« Ich nicke.

»Ja, Sie haben recht. Alles ist klar umrissen, ein hoher Kontrast ...«

»Hoffentlich sind wir bald da«, meint er dann.

»Bestimmt.«

Kurz darauf wird es auf der linken Seite wieder grüner. Wiesen, Wald, wir überqueren eine Art Kanal und rechts taucht ein Militärflughafen auf. Danach wieder Mietskasernen, eine *Buddhist Tzu Chi Stiftung* in einem ungewöhnlich konstruierten Gebäude, einer Art Betontempel. Unmengen von Baukränen auf der rechten Seite. Ein Schild der Straßenbaubehörde auf der eine Erweiterung der Brückenkreuzung angekündigt wird. Durch die Scheibe sehe ich ein startendes Flugzeug, atme auf. Genug von Südostasien. Ich will nach Hause. Mehr nicht. Und ich muss dieses Buch schreiben.

Endlich Lichtanlagen, rotweiß lackierte Stangen, Betonabgrenzungen, ein großer Zaun. Das Flughafengelände ist erreicht. Wenn er so angelegt ist wie das, was ich bisher gesehen habe, kann es sich nur um ein Monstrum handeln. Wir nehmen die linke Spur. *A'Port* steht auf dem Asphalt. »Terminilwan«, sagt die Fahrerin gegen die Scheibe.

»Yes, Terminal one«, kommt es von hinten. Sie nickt, beugt sich vor und liest, was auf den Schildern steht. Ich bin froh, dass nicht so viel Verkehr ist. Es wird fünfspurig, auf einem Rollfeld über uns schwebt eine Maschine der Air France dahin; so sieht es zumindest aus. Links und rechts ziehen die Terminals an uns vorbei und vor uns sehen wir eine enorme Glaskuppel. »Dschuul«, erklärt sie und verzieht das Lenkrad kurzzeitig. Jemand rechts hinter uns hupt zwei Mal. »Dschuul!«, wiederholt sie. Keine Ahnung, was sie damit meint.

»Das ist das Juwel«, sagt der Niederländer. »Diese Glaskuppel da vorne. Das nennt sich Juwel.« Ich antworte nicht. Direkt vor diesem Juwel steht der Tower, blau leuchtende Scheiben, mehrstöckig. Dahinter das Raumschiff. Juwel ist eindeutig das falsche Wort. Das müssen um die zweihundert Meter Durchmesser sein. Es besteht aus zusammengesetzten Dreiecken. Nicht alle aus Glas. Offenbar zufällig verteilt, finden sich auch Platten aus Aluminium.

»Oh!«, kommt es wie aus einem Mund von der Rückbank. *Departure Jewel Drop-off* ist vor uns zu lesen. Wir folgen. Die Fahrerin summt ein Lied. Links am Raumschiff

vorbei, leicht ansteigend, dann sind wir auch schon am Terminal eins und steuern in eine große Parklücke, kommen mit einem Quietschen zum Stehen.

»Endlich«, sagt die Niederländerin, deren Vornamen ich noch nicht mal kenne. Die Fahrerin springt aus dem Isuzu, öffnet beide Schiebetüren. Ich steige aus.

Eine Verabschiedung aus dem Bilderbuch. Geert und Merritt van Delft. Umarmungen der besonders innigen Art. Geld wollten sie mir geben fürs Taxi, was ich aber abgelehnt habe. Schließlich sind wir alle Europäer, sagte ich und irgendwie waren beide zu Tränen gerührt. Nun, wir sind es ja auch, Europäer. Also schaue ich ihnen nach, wie sie verschwinden im Gedränge Richtung KLM-Schalter. Ab und zu winken, die Hand heben. Besuchen Sie uns, sagten sie und drückten mir eine Karte mit Adresse in die Hand. Ja, das ist eine Überlegung wert.

Auf den großen Fernsehschirmen läuft CNN und Al Jazeera. Jede weitere Stunde kommen Tote hinzu. Die zwei Hotels in Kuala Lumpur sind größtenteils zerstört. Der US-Präsident macht eine finstere Miene und China schlägt vor, nicht über irgendein Ziel hinauszuschießen und den Ball flach zu halten. Im Sinne des Wortes, nehme ich an. Dann sehe ich mich um. Menschen. Eine Bombe hätte hier eine verheerende Wirkung. Vermutlich eine Rebellengruppe aus Ost-Borneo, erklärt der Stratege einer weltbekannten Denkfabrik. Ich kenne ihn nicht, aber in diesem Terminal werde ich die Lufthansa nicht finden. Das weiß ich. Und alle Gebäude abklappern kommt nicht in Frage. Dreißig Meter vor mir ist der Air France-Schalter. Also Paris. Von dort kann ich den Eurostar nach Köln nehmen.

Das Crowne Plaza ist zwar ein Flughafen-Hotel, aber mondän. Für eine Nacht buche ich hochwertig. Schließlich soll ich hier übernachten, hat Friedrich gesagt, also muss er dafür bezahlen. Und bei den vielen Flüchtenden war eben nichts anderes frei. Fünfhundert Dollar für eine Nacht ist schon ein Wort. Nach einem Bad in der mitten im Raum auf Edelholz stehenden Badewanne, die aussieht wie ein angeschnittenes Ei, ziehe ich gute Leinensachen an und mache mich auf den Weg in die Bar. Meine ungewaschenen Kleider nehme ich mit und gebe sie mit der Zimmermarke beim Wäscherei-Service ab. Morgen früh sind sie wie neu, verspricht mir der junge Mann in bestem Englisch. Der Kontinent des Lächelns. In einem

durchgehend in dutzenden Blauschattierungen gekachelten Restaurant esse ich Saté-Spieße auf Palmherzen, dazu eine Knoblauch-Erdnuss-Sauce. Ich habe selten ebenbürtig Gutes verspeist. Die Rechnung wird auf meinem Chip verbucht. Auf dem Tisch lasse ich zwanzig Euro liegen und gehe in die Bar. Dort ist durch eine große Fensterfront der Pool des Hotels zu sehen, der – von großen Pflanzen eingerahmt – in den Innenhof des Hotels gebaut ist. Trotz allem sind wir im dritten Stock. Es ist angenehm kühl und gegenüber der Fensterfront, neben der Bar, ist ein Ecktisch frei, der mehr einem Sofatisch aus dem heimischen Wohnzimmer ähnelt, ebenso der Sessel. Ich lasse mich fallen, strecke beide Beine aus, schließe die Augen und atme tief durch. Vielleicht sollte ich den Rest meines Lebens auf diese Art verbringen, an solchen Orten. Im Crowne Plaza. Egal wo auf der Welt. Southern Comfort wird es überall geben. Ein angenehmer Geruch nähert sich.

»Sir?«

»Southern Comfort, bitte.«

»Sehr wohl.«

Mit geschlossenen Augen fällt es mir schwer zu sagen, ob das die Stimme einer jungen Frau oder eines jungen Mannes war. Ich sehe nicht nach. Außerdem ist es angenehm ruhig, kaum etwas zu hören. Leise Musik. Ich glaube es ist jazziger Soul. Dann sind da Männerstimmen, breites Englisch, etwas Asiatisches und mindestens drei Franzosen. Und wer soll der Mörder sein? Mein Herz beginnt zu pochen. Der Roman! Was mache ich nur mit diesem plötzlich so ungeliebten Projekt?

»Bitte, Sir! Ihr Southern Comfort.«

»Vielen Dank.«

»Sehr gerne.«

Ich kann ihn riechen, den Southern. Janis Joplin fällt mir ein. Er war ihr Tod. Vielleicht wird es einmal meiner. Allerdings macht mich vorher Friedrich einen Kopf kürzer. Die Marketing-Agentur steht in den Startblöcken. Kapital ist zurückgelegt oder schon investiert. Warum habe ich für fünf Krimis unterschrieben?! Ich muss wahnsinnig gewesen sein. Zeit für einen tiefen Schluck vom köstlichen Duft. Die Augen öffnen fällt mir schwer, doch als ich es tue, sehe ich sie. Maria.

Nur einen Tisch neben meinem. Wie lange habe ich die Augen geschlossen gehalten? Fünf Minuten? Keine Schritte, kein ‚Guten Tag‘. Sie ist einfach da. Aus dem Nichts, könnte man meinen. Aber nein, sie hat natürlich hier gebucht, eine fliehende Touristin aus Malaysia oder einfach Urlaub in Singapur. Aber ist sie schwanger? Ich beuge mich vor, kneife die Augen zusammen. Ja, wenn sie keinen Bierbauch hat, was ich nicht annehme aufgrund ihres Aussehens, dann ist diese Maria schwanger. Oder Maryam. Oder Marianne. Ein langer Zug mit Zwischenschluck und mein Southern ist leer. Ich suche den Blick des Kellners, das Glas auf Kopfhöhe hebend. Ein aufmerksamer Mensch, der mein Signal nur einen Atemzug später bemerkt, nickt und es stillschweigend holt.

»Danke.«

»Sehr gerne, der Herr.«

An dieses Hotel, diese Bar, könnte ich mich gewöhnen. Vor dem Fenster sind ein paar Gäste in Badehose und Badeanzug, sitzen am Beckenrand, die Unterschenkel im Wasser. Erzählen, lachen, trinken Cocktails. Ein paar hundert Kilometer entfernt sterben Menschen oder werden tot aus zusammengestürzten Etagen gekratzt, Familien benachrichtigt, Plastiksäcke mit Leichen gefüllt und wir fühlen uns gut. Das ist es, was der Mensch ist: Fühlt sich wohl in seiner kleinen Welt, die er möglichst überall hin mitnimmt und gegen alle Unbilden verteidigt. Ich bin in keinsten Weise anders und zucke mit den Schultern, begrüße den Kellner mit einem Lächeln, denn warum sollte ich das nicht tun?

»Ihr Getränk, der Herr.«

»Vielen Dank.«

Schon ist er wieder weg, sein schmaler Körper macht Platz für den Blick auf Maria am Nebentisch, die direkt in meine Augen sieht. Entschlossen stehe ich auf, greife das Glas und gehe zu ihr, vor den zweiten Sessel, nehme langsam Platz.

»Guten Tag, Maria.«

»Excuse me?«

Sie ist US-Amerikanerin. Alle Worte gequetscht aus dem Rachen, so breit wie Lasagneplatten. Auf Englisch wiederhole ich die Begrüßung. Außer weit geöffneten Augen passiert nichts. Victoriablätter. Die Nase. Sogar mit der dunkelrosa Zunge benetzt sie die Lippen. Sie ist perplex.

»Sie heißen doch Maria, oder?«

»Mary.« Ein unmerkliches Nicken. Wenige Blicke in den Raum, links und rechts an mir vorbei. Womöglich bin ich ein Spinner und es ist besser, Hilfe in der Nähe zu wissen.

»Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Konstantin. Sind Sie auch vor den Terroranschlägen in Kuala Lumpur geflüchtet? Gestern war ich noch in einem Hotel in Port Dickson und jetzt will ich nur nach Hause.« Sie entspannt sich nicht.

»Okay, das tut mir leid für Sie. Ich heiße zwar nicht Maria sondern Mary, aber mich würde schon interessieren, woher Sie das wissen?« Ein Schluck Southern wird mich beruhigen, denn eventuell war ich zu forsch. Ihre Unsicherheit macht mich nervös.

»Entschuldigung, wenn ich so mit der Tür ins Haus falle. In Port Dickson habe ich eine Person kennengelernt, die Ihnen wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Fast wie eineiige Zwillinge. Tut mir sehr leid.«

Um das zu unterstreichen nicke ich bedeutungsschwer und stehe wieder auf. Ein weiterer Schluck auf den paar Metern zu meinem Tisch und das Glas ist leer. An der Bar hole ich einen Doppelten und setze mich wieder in die Ecke. Mary lässt mich nicht aus den Augen. Dann fotografiert sie mich, tippt und wischt auf dem kleinen Schirm. Nicht besonders nett. Datenschutz funktioniert anders. Dann jedoch steht sie kurzerhand auf und kommt rüber. Dieses Mal ist es an ihr, sich in den Sessel nebenan zu setzen.

»Sie sind Krimiautor. Sagt zumindest die Google Bildersuche. Ihr Name ist Heinrich Konstantin. Und auf der Liste Ihrer Bücher ist eines, das meine Freundin vor einem halben Jahr gelesen hat und als sehr spannend beschrieb.«

Ich muss grinsen. »Anonymität ist in heutigen Zeiten wohl ziemlich in Vergessenheit geraten.«

»Sie hätten mich nicht ansprechen dürfen. Das mache ich immer so, wenn unbekannte Menschen das tun.«

»Und hat sich schon mal jemand beschwert?«

»Einige.«

»Aber es ist Ihnen egal.«

»Ihnen ist ja auch egal, ob ich angesprochen werden will.«

»Touché.«

Nun grinst sie breit. Dass es sich ähnelnde Menschen an vielen Orten dieses Planeten gibt, ist ja nichts Neues. Aber vier absolut identische Frauen, die alle den mehr oder weniger gleichen Vornamen tragen und denen ich innerhalb kurzer Zeit begegne, ist weit außerhalb allem, das ich je gehört habe oder zu denken wagte. Ich bin einig mit mir, dass Zufall nur eine menschliche Bezeichnung für Wahrscheinlichkeit ist, aber es ist eben nur wahrscheinlich. Was mir passiert, wird zunehmend unwahrscheinlicher.

»Ich habe Ihnen nicht die ganze Wahrheit gesagt, Mary.«

Ihre Augenbrauen wandern in die Stirn. Drei Falten entstehen. Eine ebenso beeindruckende Schönheit wie die anderen Marias.

Sie hört schweigend zu. Sehr konzentriert. Dieses konzentrierte Zuhören lockt mehr Worte aus mir, als ich sagen will. Kurz und knapp war mein Ziel. Aber am Ende bin ich bei Warum und Wieso. Der letzte Schluck Southern beruhigt mich, dämpft mein Zittern, das hoffentlich nur ich selbst bemerke. Ich ertappe mich beim Gedanken, von ihr eine Antwort auf das alles zu bekommen. Tja, willkommen bei Versteckte Kamera. Wie froh ich doch wäre. Und wie enttäuscht. Ich will, dass es real ist. Und hebe das Glas über mich, muss nicht nachschauen, ob der Kellner das mitbekommt.

»Darf ich Sie etwas fragen, Herr Konstantin?«

»Alles.« Ein Blitzen in ihren Augen.

»Sie vertrauen mir offenbar voll und ganz, oder?«

»Voll und ganz«, bestätige ich.

»Warum? Wir kennen uns knapp zwanzig Minuten.«

»Darauf weiß ich keine Antwort. So war es schon bei der ersten Maria im Reisebüro.« Sie überlegt, lehnt sich an und streicht über den Bauch.

»Ist das Vertrauen so wie bei einer guten Freundschaft?« Noch eine schwere Frage. Ich muss tief einatmen. Kurz die Luft halten, bis es drückt, dann puste ich durch zusammengepresste Lippen aus. Der Southern kommt.

»Danke.«

Mary wartet, mustert mich, meine Hand, die zum Glas greift, folgt der Bewegung zum Mund, ich trinke und treffe ihren Blick über dem Glasrand. Ein beruhigender Schluck.

»Nein. Keine Freundschaft ... denke ich. Das ist nicht einfach zu beantworten, denn ich habe keine Freunde. Bekannte, ja, aber Freunde, an so etwas kann ich mich nicht erinnern.« Keine Regung in ihrem Gesicht. »Es ist tiefer«, setze ich nach. »Wesentlich tiefer.« Marys Hand auf dem noch kleinen Hügel formt Achter. Schlanke Finger, ungewöhnlich lang. Ich stelle sie mir auf Klaviertasten vor. Ein weicher Anschlag, fast sicher, das kleine Menschlein spürt, was da über ihm kreist.

»Dann ist es vielleicht ein Vertrauen, wie das, was in mir zu wachsen begonnen hat. Mein Herzschlag, die Nabelschnur, durch die Leben kommt, meine gedämpfte Stimme und in ein paar Monaten kommt das Licht und dann liegt es auf meiner Brust und lauscht dem Pochen meines Herzens. Vielleicht ist es so ein Vertrauen, das Sie spüren.«

Beide Unterarme habe ich auf den Lehnen. Ein beiges Gelb, pastellfarben, das Material wie Velours. Weich, angenehm. Marys Worte passieren ein zweites Mal meine inneren Pforten. Gesprochen mit einer Stimme, die diesem Veloursstoff ähnelt. Weich und angenehm. Eine Stimme, die vertraut klingt. Ich spüre, weinen zu müssen. Nein, weinen zu wollen. Nein! Ich kann es nicht halten, stehe auf, lege einen 50-Euro-Schein auf die Theke und verschwinde.

Ist Whiskey im Kühlschrank? Drei kleine Flaschen Jack Daniels, zweimal Jim Beam und einmal Glenfiddich. Das wird genügen. Ich bin leer. Nicht leer an Worten. Nicht leer an Gedanken. Sie reicht viel weiter, die Leere. Als hätte sich mein bisheriges Leben zurückgezogen, abgeflossen wie das Meer bei einsetzender Ebbe. Man schaut sich um, dann ist da nur noch Schlick, Sand, felsiger Grund. Schwer zu sagen, ob das Wasser jemals zurückkommt. Tiefes Vertrauen, das hat Mary gemeint, und fuhr eine Acht auf ihrem Bauch. Aus der Dunkelheit ins Licht, was uns allen passiert, und ist da nicht tiefes Vertrauen zu Beginn? Im Bauch sind Wärme, Worte, Töne, Geborgenheit, dann wird es immer schwieriger. Von Tag zu Tag. Immer schwerer wird es uns leeren, kleinen Menschlein fallen, dies aufzuholen und befüllt zu werden. Mit Vertrauen. Das hat sie gemeint. Und ist man dann erst mal vierzig, hat die Leere eine Wucht, der man sich nicht entziehen kann. Sie treibt uns vor sich her wie der russische Winter Napoleons Große Armee. Alle Stunde bleiben Berge von Toten liegen, mit steifen,

zum Himmel gestreckten Armen. Ein letzter Gedanke an Frankreich, bevor die Kälte kommt. Verblässende Einsamkeit. Bin ich das?

Vor dem Fenster ist in einiger Entfernung das Rollfeld zwischen Terminal eins und zwei zu sehen. Drei Lufthansa-Maschinen stehen dort. Eine wird mit Gepäckstücken beladen, Container für die Bordküche stehen auf einer Hubplattform. Am liebsten würde ich jetzt fliegen. Mich in diesen Airbus setzen und auf Köln freuen. Der Schlepper kommt und schiebt eine der Maschinen aus der Parkstellung. Ein Mann im gelben Overall löst die Kuppelstange. Ein zweiter gibt mit Leuchtstäben Zeichen. Für die Menschen dort drüben geht es jetzt los. Vielleicht haben sie nur eine Zwischenlandung gemacht und sind auf dem Weg nach Sydney oder Perth oder gar Tokio. Ich kenne mich nicht wirklich aus und müsste erst nachsehen, ob es Direktflüge gibt. Dann schließe ich den Lamellenvorhang. Wenn ich hinaussehen kann, wird es anderen Menschen möglich sein, hereinzusehen. Die Lamellen sind lindgrün, passend zu den ockerfarbenen Tapeten, auf denen fast transparente Bambuswälder aufgedruckt sind. Maria in Köln fällt mir ein. Wie ihr Kind wohl heißen mag? Und Marianne aus der Schweiz, die ihres verloren hat. Ob sie schon einen Namen hatte? Dann geht mein Blick auf das Notebook und der Gedanke, von allem die Nase voll zu haben, schiebt sich durchs Halbdunkel des Zimmers. Darauf Huckepack der Plot meines Romans. Ich bin wie elektrisiert.

Da ist er: der Roman! Ein Mann begegnet niemals der Frau, die ihn stalkt. Er ist Schriftsteller, sitzt alleine in seinem Hotelzimmer und schreibt, recherchiert, ist ein Eremit, zieht von Ort zu Ort, weil er es nirgends lange aushält. An jedem dieser Orte liebt sie einen anderen Mann und killt diesen. Jeden Mord schenkt sie dem Autor im Geheimen. Sie zeichnet alles auf. Handschriftlich, Videos, Fotos. Nie trifft sie ihn persönlich, ist gut im Verkleiden. Am Ende schickt sie alle Dateien an die Polizei. Orte, Uhrzeiten. Alles passt zu den jeweiligen Toten. Der Autor schreibt an einem Roman über einen Serienkiller. Seine Alibis sind einsame Schreiborgien in einsamen Hotelzimmern. Wenig überzeugend. Er wird verhaftet. Ausgerechnet in den USA. Die Geschworenen lassen sich vom Staatsanwalt überzeugen. Zweimal lebenslänglich. Dann schreibt sie ihm als Verehrerin. Er hätte so tolle Krimis verfasst und sitzt nun

selbst im Gefängnis wegen Mordes. Wie tragisch, schreibt sie. Dann rät sie ihm zu einem letzten Mord. Den an sich selbst. So könnte er seinem Werk die Krone aufsetzen. Sie weiß nicht, ob er es tut, aber im Fernsehen entdeckt sie ein neues Krimitalent. Ein hübscher, junger Mann, der gerade in England weilt, um einen neuen Krimi zu schreiben. Sie reist ihm nach.

Nur einen Augenblick überlege ich, ob es das ist, was ich schreiben möchte. Aber da ist nichts in mir, was Widerstand leistet. Das Schweigen vor dem Texten. Im Gegenteil. Ich spüre Vorfreude, ein Kribbeln. Jetzt muss ich loslegen. Genau jetzt. *Apates Freiheit* tippe ich in die Tastatur. So soll sie heißen: Apate. Seite eins, zentriert, in 24 Punkt. Ich hoffe, Friedrich wird den Titel akzeptieren. Ein wenig müssen die Menschen schon dafür tun, um Phrasen und Codes in der Literatur zu entschlüsseln. Seite zwei, Kapitel eins, *Apate entflieht der Büchse*. Apate weiß nicht, dass sie schwanger ist. Sie fühlt es nicht. Kennt nicht die Vorzeichen. Hört nicht das Wispern ihres Körpers. Ihr ist einfach nur schlecht und übergibt sich in die Mülltonne im Büro ihres Chefs.

Ein guter Anfang. Die Standardseiten füllen sich von selbst. Es läuft aus mir heraus. Eins mit dem Schreibuniversum, auf identischer Frequenz. Ich spüre, wie das Zimmer auf mich wirkt. Trotz des Flughafens vor dem Fenster, ist es fast unheimlich still. Die graubraune Farbe des aus gebogenen Hölzern in einem Stück gefertigten Schreibtischs ist gut zu meinen Handgelenken, wärmt Hände und die Stimmen im Kopf. Hinter mir kühler Bambuswald, stets ein leichtes Rascheln in den Wipfeln. Noch einen Jim Beam, um alle Wogen in mir zu glätten. Zeit vergeht in stets gleicher Richtung, egal, ob ich sie vergesse oder nicht. Bis es klopft. Die Zeit stolpert, bleibt stehen und schaut sich um. Wieder ein Klopfen. Drei mal kurz. *Tacktacktack*. Schon 76 Standardseiten, sagt Word. Zufrieden gehe ich zur Tür und öffne.

»Störe ich?«, fragt Mary.

»Nein. Ganz und gar nicht.«

Sie vor der Tür, auf dem aus verschieden dicken Kordeln in unterschiedlichen Brauntönen gestreiften Teppich. Ich mit dem Knauf in der Hand auf Socken.

»Kann ich denn reinkommen?«

Die Frage reißt mich ins Jetzt. Sie trägt ein knöchellanges Leinenkleid, einem Segeltuch ähnlich. Dazu rote Espadrilles. Zwei schlanke Fußgelenke sind zu sehen.

»Entschuldigung! Ich bin noch halb im Roman. Natürlich, kommen Sie herein.«
Zügig trete ich auf die Seite, öffne die Tür komplett und gehe dann vor ihr zu den beiden Sesseln, ziehe einen etwas vor, näher an den Tisch. Mary nimmt vorsichtig Platz, eine Hand am Bauch.

»Hab mich immer noch nicht dran gewöhnt, an das zunehmende Gewicht. Vor allem der Schwerpunkt, wissen Sie ...«

»Da kann ich nicht mitreden. Mein Schwerpunkt ist relativ stabil.« Sie atmet tief ein und aus. Der Bauch hebt sich enorm. »Soll ich Ihnen eines der Kissen in den Rücken stopfen? Das kann ganz angenehm sein, habe ich mir sagen lassen.« Mary lächelt, sieht mich mit überraschtem Gesichtsausdruck an.

»Kennen Sie sich etwa aus mit Schwangeren?«

»Nein, nicht wirklich. Für einen Roman habe ich mal an einem Gymnastikkurs für Schwangere teilgenommen und die eine oder andere befragt. Hauptsächlich über die physischen und psychischen Veränderungen.«

Sie lacht. »Als Schriftsteller muss man sich wohl in allerlei besondere Situationen begeben, was?« Ich hole ein Glas und fülle vom Stillen Wasser ein, stelle es vor ihr auf den Tisch. »Danke.«

»Ich denke, als jemand, der etwas beschreibt, muss ich mich der beschriebenen Situation so gut es geht nähern, selbst wenn ich sie selbst nicht erleben kann ...«

»Wie etwa eine Schwangerschaft.«

»... wie etwa eine Schwangerschaft. Genau.«

Sie trinkt einen großen Schluck. Ich hole eines der kleinen Jim Beam-Fläschchen, drehe den Verschluss ab und kippe den Inhalt in mein Glas. Dann setze ich mich ihr gegenüber. Sie sieht mich an. Die Zeit nimmt wieder Fahrt auf. Marys Blick tastet mich nicht ab. Ruht nur in meinen Augen. Es fällt mir nicht schwer, ihn zu erwidern, zwischen den Victoriablättern ins Wasser zu springen. Tauchen. Treiben lassen. Grünes Schillern neben braunem Strömen. Da entdecke ich das Wort *Liebe* in einem meiner dunklen Winkel. Vom Licht der Teichrosen gestreift, leuchtet es und hebt die Hand, will sagen, dass es noch lebt.

»Ich habe mich in der Bar gefragt, ob meine Worte Sie verletzt haben. Haben sie das?« Nein, möchte ich sagen und lasse es bleiben.

»Verletzt ist nicht das richtige Wort. Getroffen, ja. Ziemlich ...« Unvermittelt beende ich den angefangenen Satz. Ich bin in Singapur. Komme aus Kuala Lumpur, wollte gar nicht hier hin, dann explodieren Bomben und immer wieder taucht diese Frau in meiner Nähe auf.

»Haben Sie Angst, Herr Konstantin?«

»Angst?« Schnell ein Schluck vom köstlichen Whiskey. Schon wieder leer. Lieber noch mal Nachschub aus dem Kühlschrank holen.

»Ja, Angst«, spricht sie etwas lauter, nachdem ich schon aufgestanden bin. »Ich weiß ja nichts über Sie. Schriftsteller aus Europa. Deutschland, nicht wahr?«

»Aus Köln.« Mit Tequila und Wodka kehre ich zurück, setze mich. »Meine Heimat.«

»Ich war noch nie in Deutschland.«

»Da verpassen Sie nichts. Allerdings verpassen Sie sehr viel, wenn Sie noch nicht in Köln waren.« Ein Stirnrunzeln. Dann wieder ihr Lachen. Wind auf dem Victoriablättersee. Erneutes Schweigen und sich treffende Blicke.

»Vor was haben Sie Angst?« Fragen so direkt wie ein Pistolenschuss. Ohne Umschweife. Selbst das hat sie mit den anderen gemein.

»Wo soll ich da anfangen?«

Sie zieht das Kissen aus dem Kreuz, lehnt sich an und legt es auf ihren Bauch. Über den Rand sehe ich den klassisch gezeichneten Mund, leicht gekräuselte Lippen, kurz blitzt die dunkelrosafarbene Zunge hervor, und natürlich die Nase als Zentrum ihres Gesichts. Michelangelo hätte sie für eine Skulptur auf Marmor gestellt. Ich tue das im Geist. Aber wo soll ich anfangen? Mit einem Dreh ist der Wodka offen und sogleich leer. Sorgfältig schließe ich beide Augen und suche in den Kammern nach den Ängsten. Klopfen an deren Tür. Bereitwillig öffnen sie und freuen sich auf ein Wiedersehen.

»Meine Ängste, ja, also ich sehe mich zwischen nicht enden wollenden, weltengroßen Steilwänden. Vor einer furchteinflößenden Staumauer im unergründlich dunklen Wasser. Ich, in einem Schwarzen Loch. Ich, im tiefen Wasser eines Freibads. Ich, unten im Keller neben lauernden Spinnen. Ich, unter vielen

Menschen. Ich, als Vater von Kindern.« Da füllen Tränen meine Augen, bahnen sich einen Weg unter den Lidern hervor und rollen irgendwohin, tropfen auf die Hose. »Ich, ohne einen schützenden Vater. Ich, ohne eine schützende Mutter. Ich, ohne einen Platz auf dieser Welt.« Abrupt stehe ich auf und verschwinde im Badezimmer. Warmes Wasser ins Gesicht wirkt bei mir wesentlich besser als kaltes. Wärme tut gut. Abtrocknen mit dem flauschigen Handtuch. Im Spiegel, das bin ich. An einem seltsamen Platz. Weiß der Teufel, wie ich hierher gekommen bin. Tief durchatmen, dann gehe ich zurück, setze mich wieder gegenüber. Eine Hand greift zum Tequila, dreht die Kappe ab. Er schmeckt nicht und ich verziehe das Gesicht.

»Ist alles okay, Herr Konstantin?«

»Ja, geht wieder.«

»Ich hätte Sie das nicht fragen sollen ...« Beruhigend hebe ich die Hände.

»Machen Sie sich keine Gedanken. Diese Antwort gebe ich nicht oft.« Darüber denke ich einen Moment nach. »Eigentlich tue ich das nie. Allerdings wurde ich das noch nie gefragt. Ist schon ziemlich persönlich, oder?« Mary zuckt mit der linken Schulter. Sie zieht eine Schnute.

»Ich weiß nicht. Etwas in mir lässt mich Ihnen tief vertrauen. Und so empfand ich die Frage als genau richtig, denn ich möchte mehr über Sie erfahren.« Tiefes Vertrauen, sagt sie. Ja, da ist es, das tiefe Vertrauen. In uns beiden. Woher?

»Das empfinde ich ebenso. Sonst hätte ich Ihnen nicht geantwortet.« Der Tequila ist leer, der Wodka ebenso. Im Kühlschrank finde ich ganz hinten noch einen kleinen Bacardi. Nicht mein Favorit. Ein kurzer Anruf bei der Rezeption und die Bitte, die Bestände bitte schnellstmöglich aufzufüllen. Dann kontrolliere ich den Füllstand in Marys Glas. Halbvoll. Ich setze mich wieder.

»Sie trinken nicht wenig«, merkt sie an.

»An manchen Tagen ist das so, ja.«

»Und heute ist einer dieser Tage?«

»Wenn ich schreibe. Das bringt die Maschine zum Laufen.«

»In der Bar hatten Sie auch schon ein paar Drinks.« Sie hat recht. Dass ich heute mit dem neuen Roman beginne, der nun ganz anders ist als geplant, wusste ich vor ein paar Stunden noch nicht.

»Wie ist es bei Ihnen mit Alkohol, Mary?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein. Grundsätzlich nicht.«

»Das ist gut.« Ein paar Sekunden vergehen. Deutlich ist zu sehen, dass sie über etwas nachdenkt. Im Kopf ausformuliert.

»Darf ich fragen, ob sie verheiratet sind oder sogar Kinder haben?« Ah, der nächste Pistolenschuss. Immer frei von der Leber weg. Aber es ist mir lieber als das Drumherumgerede.

»Nein und nein. Keine Frau, keine Freundin, keine Kinder. Wie kommen Sie auf die Frage?«

»Sie sagten vorhin, Vater von Kindern zu sein, ist eine Angst, die in Ihnen wohnt. Wie ist das zu verstehen?« Sie will es wissen. Als würde ich von den Marias eingekreist, bis auf den Grund ausgebaggert, um zu sehen, wer da ist. Was ich bin. Es klopft. Mit einem Seufzer stehe ich auf, öffne. Ein junger Mann mit einem Servierwagen. Oben drauf ein Karton, voll mit den unterschiedlichsten Alkoholika. Er lächelt.

»Hier die gewünschten Getränke, der Herr.«

»Wunderbar. Vielen Dank.«

Mit einem blauen Euro-Zwanziger ist er zufrieden und verschwindet völlig lautlos. Selbst die Rollen des Wagens machen keine Geräusche. Noch ein Blick auf den Flur, dann schließe ich die Tür, fülle den Kühlschrank. Mary steht am Fenster und hat die Lamellen um ein paar Zentimeter zusammengeschoben. Es ist seit langem dunkel. Rote und blaue Lichterketten sind auf der Rollbahn zu sehen.

»Beantworten Sie mir noch die eine Frage, dann muss ich gehen. Ich bin müde und für morgen in der Früh habe ich eine Stadtrundfahrt gebucht. Das wird sicher anstrengend.«

»Bei der Hitze und in Ihrem Zustand kann es durchaus anstrengend werden.« Mary lässt die Lamellen los, kommt um die Couch herum und stellt sich vor mich. Unsere Augen kleben aneinander. Dicht vor mir, fasst sie meine Hand, legt sie auf ihren Bauch. Dort ruht sie. Kaum zu glauben, dass diese Hand meine ist. Das Leinen ist

gespannt, kühl und doch ist die Wärme zu spüren. Nur wenige Zentimeter darunter schwimmt ein Kind. Ein kleines Menschlein. Beschützt, umgeben von warmer Dunkelheit, versorgt mit allem, was es zum Leben benötigt; einschließlich einer sanften Stimme und über sich ein schlagendes Herz. »Keine Kinder«, erinnert Mary mich.

»Sie meinen, was das mit der Angst und den Kindern auf sich hat?«

»Ja, das würde ich gerne wissen.«

»Es ist sehr simpel. Hätte ich Kinder, wäre meine Bindung zu ihnen so intensiv, dass ich mir schon einen Moment nach ihrer Geburt klar würde, sie bald wieder allein lassen zu müssen. Mit der Geburt eines Kindes käme eine nicht mehr kontrollierbare Dramatik in meine Gefühlswelt, unbeherrschbare Angst. Angst, sie allein zu lassen. Angst, sie zu verlieren. Zurückzubleiben. Meine Vergänglichkeit würde mir mit jedem Tag bewusster.« Ich nicke den Worten hinterher. Das ist sie, die Angst. Eine tiefe Furcht. Niemals Kinder. Mary legt ihre Hand flach auf meine und drückt ein wenig. Der Bauch gibt etwas nach.

»Wo ist der Vater des Kindes?«, will ich plötzlich wissen.

»Ich weiß nicht«, sagt sie und es klingt ehrlich. Nicht erschüttert oder verbittert. Sie weiß es eben nicht. Was aber egal ist, denn es ist IHR Kind. Sie wird es auf die Welt bringen und bei ihm sein. So steht es in Marys Augen. »Ich muss gehen, Herr Konstantin.« Langsam löse ich die Hand vom Bauch, gehe zur Tür und öffne. Sie folgt mir. Als ich mich ihr zudrehe, kommt ein Kuss auf meine Wange, dann ist sie draußen.

»Gute Nacht, Herr Konstantin. Passen Sie auf sich auf.«

»Sie auch, Mary.«

Die roten Espadrilles, darin magische Fußgelenke. Mary dreht sich nicht um. Aber ich schaue ihr nach. Bis zum Fahrstuhl. Dann denke ich an Jim Beam und dessen Kollegen, an die Worte, die darauf warten, geschrieben zu werden.

Die Nacht ist kurz. Der Kopfschmerz begrüßt mich zusammen mit der Morgensonne, die durchs Badezimmerfenster den Raum erhellt. Der Weckservice funktioniert. Sechs Uhr und der erste Blick fällt auf all die leeren Flaschen. Vergeblich suche ich in meinem Kopf nach einem Traum. Mein Wunsch war es, von Mary zu

träumen. Stattdessen nur Leere. Per Telefon bestelle ich ein Frühstück aufs Zimmer. Tropischer Fruchtsalat mit Chiligarnelen und einen doppelten Espresso. Dann schreibe ich Friedrich eine SMS.

Abflug 10:50 Uhr mit Air France AF0728. Ankunft Charles de Gaulle um 17:55. Dann erst mal Hotel. Nächster Tag mit Eurostar nach Köln. Melde mich. Gruß, Heinrich.

Es muss genügen, um ihn zu beruhigen, zu versichern, dass ich meinen Vertrag zu erfüllen noch imstande bin. Vom komplett neuen Romanplot erzähle ich besser nichts. Die Beine reagieren, aus dem Bett drehen. Mir fällt auf, dass schon eine Gewöhnung an das Zimmer eingesetzt hat. Das Crowne ist ein angenehmes Hotel. Vorsichtig mache ich drei Schritte zum Fenster, bewege Lamellen zur Seite. Keine der Lufthansa-Maschinen steht noch in der Parkzone. Dafür wirft der Himmel gerade sein dunkelblaues Nachtkleid ab, die Sonne hängt eine Handbreit über dem Horizont. Ein klares Licht zeichnet alles mit scharfen Kanten nach. Ich muss es in den Roman packen, dieses besondere Licht. An irgendeine wichtige Stelle. Es soll Bedeutung bekommen. Doch zuerst werde ich duschen.

Abtrocknen, das letzte mal in Südostasien die Kleider anziehen. Neben der Zimmertür leuchtet ein Hinweislicht. Vor der Tür steht etwas. Ich öffne und ziehe den Servierwagen herein, nehme das weiße Tuch und die Edelstahlabdeckung ab. Es duftet herrlich. Teller und Espresso stelle ich neben das Notebook. Lese, esse, schlürfe das schwarze Gold. Freundlicherweise hat jemand eine Dose *100 Plus* dazugestellt. Zurück in Köln muss ich mich auf die Suche danach machen. Irgendein Asia-Shop wird es sicher im Sortiment haben. Die Stelle mit dem dritten Mord der Stalkerin gefällt mir ausgesprochen gut. Ein wenig flapsig vielleicht. Wir werden sehen, was das Lektorat dazu sagt. Ich muss husten. Die Chiligarnelen haben es in sich. Eindeutig meine Schmerzgrenze, aber es hilft beim Wachwerden. Mit der letzten Gabel schließe ich das Notebook, trinke leer und sehe mich um. Bleibt nur noch, alles zusammenzupacken und nach unten zu gehen, die Kleider aus der Wäscherei holen. Einchecken ist um acht Uhr. Warum habe ich nicht nach Marys Zimmernummer gefragt? Sie noch einmal zu sehen, würde mir viel bedeuten. Eine vertane Chance, wenn sie überhaupt zugestimmt hätte. Also Haare abrubbeln, kämmen und dann geht es los.

Kapitel 4 Über dem Ozean

Alles verläuft reibungslos. Wäscherei, Zimmer bezahlen, im Sky Train zum Terminal eins, einchecken bei Air France, die Nachrichten werden nicht besser. Waldbrände in Kanada und am Amazonas sind das große Thema, verdunkeln den halben Doppelkontinent. Flüge werden eingestellt, Menschen sollen zuhause bleiben. Die Terroranschläge sind nur noch auf Platz zwei. China hat zwei seiner okkupierten Inseln im Südchinesischen Meer durch einen Zyklon verloren. Der ganze aufgeschüttete Sand samt Beton einfach ins Meer gespült. Tragisch. Vietnam und die Philippinen lachen sich ins Fäustchen. Von Europa bekommt man hier offenbar nichts mit. Ein überbewerteter Kontinent. Die Pazifikflotte der Amerikaner ist im Anmarsch, wegen der Anschläge. Eine Übung in der Straße von Malakka abhalten, zusammen mit Malaysia. Ich döse ein und kaum einen Atemzug später rüttelt mich jemand. Eine Stewardess der Air France. Ich war eine knappe Stunde im Land der Träume, sagt jedenfalls die große Uhr an der Wand. Es geht los, flüstert sie. Mein Französisch ist eingerostet. Müde und noch halb benommen gehe ich die Strecke zur Maschine, Ticket vorzeigen, bekomme den Platz zugewiesen. Professional Business nennt sich der Bereich. Keine Holzklasse, aber auch nicht erste Klasse. Ausreichend Platz im Fußraum, gemütliche Sitze, Flachbildschirm und ein kleines Präsent. Jemand erklärt was auf Französisch. Neben mir am Fenster ist ein älterer Mann mit Kippa auf dem Kopf.

Ich schnalle mich gleich an und schließe die Augen, lausche dem Stimmengewirr. Sicherlich werde ich bald Deutsch aus dem Chaos heraushören. Englisch, Spanisch, Französisch. So weit ich es beurteilen kann, dreht sich kein Gespräch um das, was die Nachrichten posaunen. Ich finde es sehr verwunderlich, dass wir es geschafft haben, solche Flugzeuge zu bauen. Ein Steward bittet um Aufmerksamkeit. Dann erklären uns zwei Damen die Benutzung der Weste, Sauerstoffmasken, wo sind die Ausgänge und das ganze Drumherum. Ein Ruck, dann bewegen wir uns weg vom Gate. Ab auf den Taxiway, langsam an den Gebäuden vorbei, warten auf die Freigabe, einschwenken auf die Startbahn. Köln, ich komme.

Der Mann mit der Kippa betet. Aus dem dumpfen Rauschen im Hintergrund wird schnell ein helles Pfeifen. Ich denke ans Cockpit. Das Schubgestänge ist jetzt ganz vorne. Die Beschleunigung ist enorm und nach kurzer Zeit wird der Copilot oder die Copilotin *Rotate* sagen. Wir heben ab. Singapur zieht unter uns hinweg. Wie eine Szene aus meinem zweiten Roman. Einen der Piloten lasse ich in diesem Augenblick des Starts an einem verzögert einsetzenden Gift sterben.

Eine weibliche Stimme begrüßt uns. Unsere Pilotin. Flughöhe 12.000 Meter, Flugzeit vierzehn Stunden, aber da wir dem Tag enteilen, sind es auf der Uhr nur knapp sieben Stunden. Auf unserem Flachbildschirm können wir jederzeit die genaue Position kontrollieren. Alles läuft perfekt und sie wünscht uns eine angenehme Zeit. Der Alte mit der Kippa öffnet den Gurt und steht auf. Er sagt etwas, aber ich kann ihn nicht verstehen. Es hört sich skandinavisch an. Norwegisch ist meines Wissens nach diejenige der skandinavischen Sprachen, die am wenigsten mit dem Deutschen zu tun hat. Also tippe ich auf einen Norweger. Er wiederholt es in Englisch.

»Verzeihung, mein Herr, würden Sie mich bitte vorbeilassen?«

»Natürlich.«

Mit einem Griff habe ich den Gurt gelöst und rutsche tief in den Sitz. Platz genug, um vorbeizukommen. Als er weg ist, schalte ich den Schirm ein und tippe auf CNN. In einem Fach der Armlehne finde ich Kopfhörer, stecke sie ins Ohr und höre dem Moderator zu. Kanada ist das Thema. Die Waldbrände haben die meisten Standorte der Ölsand-Explorationen umzingelt oder sie teilweise zerstört. Kanadas Regierung lässt ganze Landstriche umsiedeln, bringt die Menschen zu den großen Städten im Osten oder nach Vancouver. Nicht wenige wehren sich dagegen, die Heimat zu verlassen. Wenn ich den Bildern glaube, haben die Feuer restlos alles vernichtet und durch den brennenden Ölsand eine enorme Menge an Giften freigesetzt, chlorierte Kohlenwasserstoffe. Das Leben in diesen Gebieten ist zum größten Teil erloschen. Dann geht es nach Manaus. Ausgetrocknete Flüsse, Seitenarme des Amazonas, der um diese Jahreszeit mehrere dutzend Meter Wassertiefe haben sollte, aber tatsächlich keine zehn Meter tief ist. Das wenige Wasser hat sich zu stark erwärmt, die Fische sterben. Ich schalte ab und der Norweger kommt zurück. Er wankt

sichtlich. Ich will seinen Unterarm greifen, aber er zieht ihn weg. Das Flugzeug kann das Schwanken nicht verursachen, die Maschine liegt wie ein Brett in der Luft.

»Geht es Ihnen nicht gut?«

»Doch, doch. Alles in Ordnung«, sagt er und schiebt sich an meinen Knien vorbei, fällt in den Sitz und stöhnt. Aus dem Netz des Vordersitzes nimmt er die Augenmaske, setzt sie auf und lehnt sich zurück. Ein Steward kommt und erkundigt sich, was ich trinken möchte. Southern Comfort gibt es nicht, aber einen Jack Daniels kann er bringen.

»Einen doppelten Jack Daniels, bitte.«

Er nickt, schaut zu meinem Nachbar und geht weiter.

Die Kopfschmerzen haben sich verzogen. Der Jack Daniels hat gewirkt. Und die anderthalb Stunden, die ich tief und fest geschlafen habe. Diese Sitze sind wahrlich komfortabel. Es ist überraschend ruhig in der Kabine. So weit ich das sehen kann, ist sie voll. Aber die meisten schlafen, dösen, schauen einen Film, lesen ein Buch, unterhalten sich leise. Auf dem Bildschirm steht, dass wir über dem Indischen Ozean sind und bald den Subkontinent erreichen. Das Wetter ist sehr gut. Der Steward kommt, nimmt das Glas. Ich bestelle noch einen. Es wird demnächst Mittagessen geben, sagt er. Wir sollen auf dem Monitor ein Menü wählen. Mein Nachbar reagiert nicht. Sachte tippe ich auf seinen Unterarm. Nichts. Keine Reaktion. Noch einmal, etwas fester.

»Hallo? Hören Sie?«

Aber nichts. Der Unterarm rutscht von der Lehne auf seinen Oberschenkel wie ein Hähnchenschlegel von der Grillplatte. Ohne dass es irgendeinen Widerstand gibt. Mein Magen zieht sich schlagartig zusammen. Zwei Finger meiner Hand wühlen sich in den Rollkragen des Alten, drücken auf eine Stelle links vom Kehlkopf. Alles an ihm ist eiskalt. Nicht nur die Haut. Auch das, was er ausstrahlt. Die Blässe. Ich habe zu heftig gedrückt. Sein Kopf rutscht gegen die seitliche Kopfstütze, dann nach vorne auf die Brust. Langsam löst sich die Kippa und fällt. Ich drücke den Rufknopf. Gleich darauf kommt der junge Steward. Mein Blick deutet auf den Norweger. Wortlos dreht der junge Mann sich um und verschwindet, um einen Augenblick später mit einem grauhaarigen Mann zurückzukommen.

Aufstehen, Platz machen. Es wird unruhig. Worte braucht es nicht. Der Grauhaarige holt aus seiner Hosentasche ein Stethoskop, setzt sich auf meinen Sitz, schiebt den Pullover des Norwegers hoch, lauscht hier und da, prüft Puls an Hals und Handgelenk, nimmt ein Thermometer aus der Hemdtasche. Statt grün, leuchtet eine rote Zahl. Er schüttelt unmerklich den Kopf. Mein Herz klopft wie verrückt, Pochen im Hals, ein Zittern macht sich breit und ich will mich setzen. Kein Platz. Die Menschen um uns herum werden aufmerksam. Ein Flüstern, die Blicke sind zu spüren.

»Können Sie uns bitte helfen, den Mann wegzubringen?«, will der Grauhaarige wissen.

»Wohin?« Mehr kann ich nicht fragen. In einem Flugzeug? Wohin bringt man einen Toten in einem Flugzeug, 12.000 Meter über dem Indischen Ozean?

»Wir haben für solche Vorkommnisse ein strenges Protokoll«, sagt der Steward. »Keine Sorge. Alles hat seine Ordnung.«

»Okay«, erwidere ich. »Er kann ja nicht hier sitzenbleiben, nehme ich an.«

»Nein, kann er nicht«, bestätigt der Steward und geht Richtung Heck der Maschine.

»Ist er tot?«, will die Dame in der Mittelreihe wissen. Der Grauhaarige bestätigt mit einem Nicken. Sie schlägt die Hand vor den Mund. »Ach Gott, der Arme«, murmelt ihre Nachbarin. Nun ist es in der Welt. Toter Mann, rechte Kabinenseite, Reihe 28, Sitz 74, in der Professional Business Class. Verkriechen kann ich mich nicht. Dafür kommt der Steward mit einer Rolle schwarzem Plastik zurück, legt sie auf dem Gang aus. Ein Plastiksack mit Reißverschluss. Wie in einem Kriegsgebiet. Oder nach den Terroranschlägen. Vor dem Tod ist man nirgends sicher. Mit einigem Aufwand bugsieren wir den Norweger – wenn er überhaupt einer war – in den Sack. Auf seine Brust lege ich die Kippa.

»Er war Jude«, sagt der Grauhaarige.

»Offensichtlich«, gebe ich ihm recht.

»Muss man da irgendwas beachten?«, fragt der Steward, aber es ist klar, dass er keine Antwort erwartet. Wir haben auch keine. Die dritte Frau aus der Mittelreihe zieht eine Papiertüte aus dem Netz und übergibt sich. Das hat wohl Wirkung. Zwei weitere Menschen tun es ihr nach. Dann ein Mann hinter uns. Er schafft es hingegen nicht, die Tüte noch zu öffnen und der Steward ruft jemand, der Material für die Reinigung bringen soll. Dann tragen wir den Sack nach hinten, zwischen den

starrenden Menschen hindurch, und legen ihn in eine Art Unterschrank. Mittlerweile hat es sich herumgesprochen und obwohl die Frauen und Männer der Crew den Passagieren das Fotografieren und Filmen verbieten, auf die Leute einreden, etwas Pietät einfordern, ist es hoffnungslos, gegen die Woge der Filmenden anzukämpfen. Ich hoffe, keines der Videos landet auf Friedrichs Bildschirm.

»Und jetzt einen doppelten Jack Daniels«, schlägt der Steward vor. Wir sind einverstanden.

»Was passiert jetzt?«, will ich wissen und leere das Glas in einem Zug. Der Grauhaarige schenkt nach. Er selbst trinkt gleich aus dem Fläschchen. Ein angenehmer Kerl. Redet nicht viel und weiß einen guten Whiskey zu schätzen.

»Die Pilotin weiß Bescheid. Auf einem Langstreckenflug wird in der Regel eine Zwischenlandung angestrebt. Allein wegen der Kühlung ist das erforderlich. Jetzt geht es nur noch darum, welchen Flughafen wir anfliegen. Einige davon versuchen wir zu vermeiden.«

Ich horche auf. »Welche sind das, zum Beispiel?«

»Mumbai und Teheran.«

»Teheran? Der Iran?« Er nickt. Versuchen, hat er gesagt. Ich bin damit einverstanden. Der Iran ist nicht mein persönlicher Favorit.

»Noch einen?«, fragt der Grauhaarige und winkt mit dem Jack Daniels.

»Gerne.«

Nach geraumer Zeit endlich Klarheit, was passiert. Es wird nicht Teheran sein, was mich beruhigt. Wir fliegen Dubai an, werden die Leiche los, wenn ich das so sagen darf, dann geht es weiter. Alle Passagiere können im Flugzeug bleiben, sagt die Pilotin. Vielleicht eine Stunde Aufenthalt. Dann bittet sie um eine Schweigeminute für den Verstorbenen. Ihrer Bitte folgen wir alle bereitwillig. Die eine oder der andere mit Kopfhörern und einem Film auf dem Bildschirm. Ich weiß immer noch nicht, wie der Mann geheißen hat. Sein Sitz bleibt leer. Kurz nur denke ich an einen Wechsel zum Fenster, verwerfe den Gedanken jedoch. Einen Platz einnehmen, auf dem anderthalb Stunden zuvor ein Mensch sein Leben aushauchte, das ist mir doch zu viel der Ignoranz.

Interessiert verfolge ich unseren Kurswechsel. Indien liegt hinter uns. Das Arabische Meer breitet sich aus. Rechter Hand ist Pakistan. Der Himmel ist ein tiefes, schillerndes Blau. Ewiger Morgen. Der Nacht hinterher. Ob ich diesen Vorfall irgendwie in den Roman bekomme? Eine nette Abwechslung. Mann stirbt in 12.000 Meter Flughöhe. Passiert schließlich nicht jeden Tag. Ich habe Google befragt und es gibt doch eine gewisse Anzahl Menschen, die jedes Jahr während eines Fluges sterben. Sei es, weil sie ihre Medikamente nicht genommen haben oder an Krankheiten leiden, von denen sie bisher gar nichts wussten. Was er wohl gefühlt hat? Seine letzten Gedanken, die hätten mich interessiert. Wo kam er her? Was war sein Ziel? Alles weg, ausgelöscht. In einem schwarzen Plastiksack, der in Dubai in einen Kühlschrank gesteckt wird.

Aus einem Reflex heraus schalte ich CNN ein. Kuala Lumpur. Bisher 682 tote Menschen, 1.340 Verletzte. Ein Massaker. Anders kann man es nicht bezeichnen. Wem gehört Borneo?, fragt die Moderatorin. Das scheint eine gute Frage zu sein. Der zugeschaltete Experte berichtet von philippinischen Rebellen und dass Borneo von Indonesien Kalimantan genannt wird und dass der Anschlag auch durch die Abu Sayyaf-Gruppe verübt worden sein kann. Denn Malaysia, Indonesien und die Philippinen bündeln ihre Kräfte gegen die Terrororganisation. Die Moderatorin wendet ein, dass Abu Sayyaf als stark geschwächt gilt. Er zuckt mit den Schultern und lächelt. Ich schalte wieder ab. Das Essen kommt. Etwas verspätet, aufgrund des Vorfalles.

Dösen und den Geräuschen lauschen. Stimmen, das dumpfe Rauschen der Triebwerke, ein Servierwagen, Gläser und Tassen. Jemand lacht. Dann ruckt es unter mir, unter uns. Fast ein Krachen. Gleich darauf zittert der Kabinenboden und mein Blick zur Crew ist gar nicht notwendig. Ihre für eine Sekunde unsicheren Gesichter, das hätte es nicht gebraucht, um zu wissen, dass etwas außerhalb des Normalen vorgefallen ist. Sofort verändern sich die Triebwerksgeräusche, ein dunkleres Brummen, als würde die Leistung reduziert. Und wir sinken. Langsam, aber stetig. Unser Steward geht vor der Querwand zum Telefon, nickt, sieht in die Runde der Menschen und legt wieder auf. Es knackt kurz in den Lautsprechern und nur einen

Atemzug lang hören wir Gespräche aus dem Cockpit. Französisch. Es klingt nach dem Abarbeiten von Standardprotokollen. Dann die freundliche Stimme.

»Liebe Fluggäste, wir werden weiterhin Dubai anvisieren. Aufgrund einer technischen Panne ist es wahrscheinlich, dass wir einen längeren Aufenthalt nicht vermeiden können. Wir werden Sie beizeiten informieren. Bitte haben Sie Verständnis, dass wir jetzt noch keine genauen Informationen haben. Seien Sie unbesorgt, es handelt sich um einen nicht sicherheitsrelevanten Defekt. Vielen Dank für Ihre Geduld.« Und wieder geht es los. Das Murmeln. Ein Blick aus dem Fenster. Kein Feuer, keine Rauchentwicklung, wir verlieren keine Teile, die Atemmasken fallen nicht von der Decke, also wird es nicht so schlimm sein. Ich nehme das Handy und schreibe eine SMS an Friedrich.

Wahrscheinlich sterben wir alle. 12.000 Meter über dem Arabischen Meer. Du musst nicht zu meiner Beerdigung kommen, weil es keine geben wird. Denk an den Vertrag. Mein Ableben verpflichtet dich, 50% der Einnahmen an Terres des femmes zu spenden. Bis demnächst. Heinrich.

Ich sehe ihn förmlich im Dreieck springen. Als der Steward kommt, bitte ich ihn um einen doppelten Jack Daniels und frage, ob ich mein Notebook benutzen darf. Er macht ein verwundertes Gesicht. Natürlich. Nur den Flugmodus müsste ich einschalten. Ich seufze. Da hätte ich auch selbst drauf kommen können.

Eine SMS nach der anderen poppt auf. Friedrichs Finger werden schon wund sein. Ein wenig lasse ich ihn noch schmoren, dann antworte ich endlich.

Tut mir leid. Durften nicht an die Handys. Sind aber jetzt im Anflug auf Dubai. Irgendwas ist kaputt. Werden aber sicher ankommen, hat die Pilotin gesagt. Ich melde mich, wenn wir gelandet sind. Mach dir keine Sorgen.

Das Gerät stecke ich weg. Es soll mich nicht stören und beginne mit dem Tippen. Schon nach wenigen Minuten sprudeln die Worte. Offenbar haben der Tod des des Alten, zusammen mit dem technischen Defekt, meinen Akku voll aufgeladen. Die Finger hechten über die Tastatur.

Meine Protagonistin ist eine eiskalte Frau, berechnend, hochintelligent. Nichts und niemand ist ihr gewachsen. Ich merke, wie ich ihr Aussehen nach und nach an Marias Aussehen anpasse. Meine Faszination für diese Romanfrau steigt. Von den 450

Standardseiten sind schon knapp zweihundert gefüllt. Noch nicht mal Notizen zu den Charakteren muss ich anlegen oder ausarbeiten, so sehr bin ich in der Geschichte drin. Fast persönlich bewege ich mich zwischen den Zeilen, einem Regisseur nicht unähnlich, Dialoge und Haltungen korrigieren, den Blickwinkel anpassen.

Ein Glockenton lässt mich aufhorchen, den Kopf heben. Der Hinweis zum Ansnallen wird auf den Schirmen angezeigt. Es geht jetzt deutlich abwärts, in eine Kurve. Ich schaue mich um. Offenbar haben die Menschen den technischen Defekt vergessen. Von Beunruhigung ist nichts zu merken. Die Pilotin teilt uns mit, dass wir im Landeanflug auf Dubai sind. Dort werden wir die Maschine wechseln. Bis zum Abflug können wir im Transferbereich warten, wo uns Getränke und Snacks auf Kosten von Air France erwarten. Dubai also. Der Tag wird uns einholen und ich werde dort sicher eine Stunde schreiben können.

Kapitel 5 Dubai

Das Aufsetzen klappt tadellos und die Passagiere brechen in Begeisterungstürme aus. Frenetischer Beifall. Alle sind froh, noch zu leben, so hat es den Anschein. Vor dem Fenster ist Wüste. Sand, Asphalt, Beton und ein Terminal, das wie Wellen am Strand aussieht, einem Blatt Papier ähnlich, das jemand dutzendfach einen Zentimeter auf die eine, den nächsten Zentimeter auf die andere Seite gefaltet hat. Dazwischen Abschlüsse aus Glas. Und das Ganze übertrieben ausladend. Mitten in der Wüste. Woher kommt das Wasser für all die Toiletten, Küchen, Bars, Waschplätze dieses monströsen Flughafens? Meine Mitpassagiere staunen, filmen, reden durcheinander. Wir sind wie eine erste Klasse auf unserer Herbstfahrt durch Disneyland. Die Maschine stoppt, eine Gangway nähert sich dem Bug wie von Geisterhand bewegt. Neben uns ein weiterer Air France Airbus. Vielleicht unser Ersatzflugzeug. Ich warte mit dem Aufstehen, bis die Masse draußen ist. Ein letzter Blick auf den Fensterplatz. Vielleicht hätte ich mich mit meinem Nachbar unterhalten sollen. In einem schwarzen Plastiksack enden, mitten in der Wüste ...

Der Steward sieht mich, kommt her und reicht mir die Hand. Ich packe zu.

»Vielen Dank fürs Helfen beim Wegtragen.«

»Gerne. Wissen Sie, wie der Mann geheißen hat?«

»Ole Bengsson«, sagt er ohne Zögern.

»Ole Bengsson ...«

»Kommen Sie. Wir müssen die Maschine räumen. Sie wird gleich in den Wartungshangar verschoben. Als Passagier der Professional Business Class können Sie zusammen mit der ersten Klasse in der VIP-Lounge von Air France warten.«

»Das klingt gut. Wann geht es weiter?«

»Schwer zu sagen. Es gibt wohl einen Konflikt im Nahen Osten, der auch den Luftraum über Israel und Syrien betrifft. Die Flüge werden gerade umgeleitet, um eine Gefährdung auszuschließen.«

»Noch ein Konflikt?« Aber er hört es nicht oder ignoriert es. Ich mache mich auf den Weg.

Eine Zeitlang war ich versucht, die Nachrichten zu verfolgen, aber ein Platz an der Bar ist verlockender. Das mit freiem Snack und Getränken bezieht sich nicht auf Alkohol. Die Preise für Southern Comfort sind happig. Belege sammeln und dem deutschen Finanzamt vorlegen. Dem Kellner habe ich gesagt, er solle lediglich Speisen und Getränke notieren. Das hat er hoffentlich verinnerlicht. Ich schlürfe den Southern, tippe dabei und denke an Maria. Egal an welche. Die US-Amerikanerin, die Schweizerin, Maryam im Hijab oder das Original – wenn ich das so sagen darf – in Köln. Ein Teil in meiner Brust hat Sehnsucht nach diesem Mensch. Kann ich dafür das Wort verliebt nehmen? Wie oft habe ich mich in den vierzig Jahren als verliebt bezeichnet? Oder gefühlt? Das kann ich an einer Hand abzählen. Etwas zieht mich vom Hocker. Die Beine vertreten.

»Entschuldigung ...«

»Ja, Monsieur?«

»Bitte passen Sie kurz auf das Gerät auf. Ich vertrete mir die Beine.«

»Kein Problem, Monsieur.«

»Danke.«

Mit dem Southern in der Hand gehe ich die paar Meter zu der großen Glasfront. Sie ist stark abgedunkelt. Vielleicht eine Art Polarisationsfolie, so dass niemand von außen sehen kann, wer an der Scheibe steht. Die VIP-Lounge ist erhöht. Unter mir sind Air France-Schalter. Menschen warten, Koffer, Rucksäcke, die Schlangen sind lang. Das hat sicher mit dem Nahen Osten zu tun. Wir fliehen alle. Aus Malaysia, aus dem Nahen oder Mittleren Osten, aus Kanadas oder Brasiliens brennenden Wäldern und morgen vor dem nächsten Konflikt, dem nächsten Untergangsszenario. Aber wohin? Der Planet ist eine Kugel. Fliehen zwecklos. Ein letzter Schluck. Schon wieder leer. Eine der in einer Air France-Uniform steckenden Frauen dreht sich um, nimmt ihre Tasche aus dem Unterschrank, streckt sich, legt ihrer Kollegin eine Hand auf den Unterarm und entfernt sich vom Schalter. Es ist Maria! Eindeutig. Ich drücke die Nase gegen die Scheibe und will hindurchspringen. Sofort da hinunter und ihr hinterher. War sie schwanger? Wie von der Tarantel gebissen, gehe ich zügig zur Theke.

»Danke fürs Aufpassen. Ich nehme noch einen, bitte. Und sagen Sie, kennen Sie die Leute, die unten an den Schaltern arbeiten?«

»Nein, mit denen habe ich nichts zu tun. Die wechseln auch zu oft. Warum?«

»Ach, ich dachte, jemanden gesehen zu haben, den ich kenne. Es ist wohl nicht möglich, mal hier rauszukommen, oder?«

»Leider nein. In Ihrem Fall befinden Sie sich auf französischem Boden, noch vor der Einreisekontrolle. Von hier gibt es nur den Weg in eine Maschine der Air France.«

»Ja, das dachte ich mir.« Er stellt einen Southern auf die Theke. Etwas mehr als die üblichen zwei Finger, habe ich den Eindruck. »Besten Dank.«

»Keine Ursache.«

Die Theke ist aus weißem Marmor. Kühl. Ein verwirrendes Muster an unterschiedlichen Ausrichtungen des Materials, fein geschliffen. Keiner Linie kann ich länger als ein paar Sekunden folgen. Meine Konzentration ist im Eimer. Es gibt nur noch einen Menschen, an den ich denken kann. Und diesen Menschen gibt es vier Mal! Bisher. Was völlig unmöglich ist. Vielleicht ist unser ganzer Planet momentan an einem Schnittpunkt mehrerer Paralleluniversen? Blödsinn. Dann gäbe es von allen anderen ebenso mehr Duplikate. Auch von mir oder dem Barmann oder Friedrich. Nein. Es ist dieses Universum. Diese Galaxie. Dieses Sonnensystem und nur eine Erde. Aber eine Menge Marias. Und alle mehr oder weniger schwanger. Wo ist der Vater des Kindes, wollte ich von Mary wissen. Ich weiß es nicht, war ihre Antwort. Sie weiß nicht, wo der Vater ist. Das kommt vor, aus welchen Gründen auch immer. Ich verfluche mich. Falsche Frage. WER ist der Vater des Kindes?, hätte ich fragen sollen. Ein gruseliger Gedanke versucht von mir Besitz zu ergreifen. Ich lehne ihn ab und stehe auf. Wieder zur Scheibe. Maria ist nicht unten, ihre Kollegin allein. Die Schlange bewegt sich keinen Millimeter. Warum nicht? Über der Bar hängt ein Samsung-Schirm. Zurück auf dem Hocker, bestelle ich einen doppelten Southern und bitte den Barmann, einen Nachrichtenkanal einzuschalten.

Ja, tatsächlich. Israel wurde überfallen. Von drei Seiten. Hamas, Hisbollah und Islamischer Dschihad. Wenn man genau hinschaut, werden sich noch weitere Extremistengruppen finden lassen. Angriff mit allem, was das gekaufte und eigens hergestellte Arsenal hergibt. Geld fließt genug. Sicher vom Iran, aus Katar, erklärt der Anchorman von CNN. Er weiß gar nicht, wohin er zuerst schalten soll, bekennt er in einem Anflug von Verzweiflung. Welche Katastrophe müssen wir zuerst analysieren?

Er wirkt für einen Augenblick ratlos. Huthi-Rebellen aus dem Jemen feuern Mittelstreckenraketen über Saudi-Arabien Richtung Israel, sagt er und schüttelt den Kopf. Gekauft im Iran. US-amerikanische Zerstörer im Roten Meer und dem Golf von Aden fangen die Raketen ab. Ausländische Touristen sollen Israel umgehend verlassen, zitiert er das Außenministerium in Washington. Ich schaue auf Google Maps, wie weit wir von Israel entfernt sind und wohin wir überhaupt fliegen könnten.

»Sie wirken nervös«, höre ich die Stimme des Barmanns und stecke das Handy in die Hemdtasche. Für einen anderen Gast schüttelt er einen Cocktail, lässt ihn über zerstoßenes Eis in ein Kelchglas laufen. Eine grün schillernde Flüssigkeit.

»Ich bin nervös, ja. Malaysia habe ich verlassen wegen der Terroranschläge und nun das. Ich habe keine Ahnung, was ich von all dem halten soll. Mir fehlen die Worte. Und das kommt nicht oft vor.« Auf seinem Namensschildchen steht Kavindu. Ich deute darauf. »Woher stammt der Vorname?«

»Ich bin in Sri Lanka geboren«, sagt er, stellt dem Mann zwei Hocker rechts von mir das Glas auf eine Korkunterlage und kassiert gleich ab. »Mein Vater stammt aus Indien, meine Mutter ist eine indische Tamilin.«

»Und jetzt arbeiten Sie für Air France in Dubai in einer Bar.«

»Ganz genau«. Er grinst, steckt den Schein in ein Lederetui und wischt die ganze Theke ab. Ich hebe das Glas. Ein fast leeres Glas.

»Möchten Sie noch einen?«

»Gerne.«

»Sie trinken nicht wenig, schätze ich.«

»Ich wusste nicht, dass man mir das ansieht. Bisher hat das noch niemand gesagt.«

»Vielleicht treffen Sie nicht so viele Menschen. Vielleicht sind Sie lieber allein. Und die paar, die Ihnen begegnen, sind es gewohnt oder es ist ihnen egal.« Weisheit in einer Air France-Bar in Dubai. Ich muss lachen. Kavindu ebenfalls. Er gießt etwas mehr ins Glas.

»Warum trinken Sie mehr als üblich? Und was üblich ist, habe ich über viele Jahre als Barmann abzuschätzen gelernt.«

»Was ist denn üblich?«

Er füllt den Kühlschrank unter der Zapfanlage mit Perrier auf, wischt über den Edelstahlrahmen, prüft mit dem Zeigefinger. Es quietscht.

»Mit üblich meine ich nicht die beobachtete Menge. Mit üblich meine ich, wie die Menschen, die mehr trinken als üblich, auf dem Hocker sitzen, das Glas halten, es anstarren, die Mimik beim Trinken, der Blick in den Spiegel hinter mir und noch ein paar Dinge, an denen man erkennt, dass es mehr als üblich ist.« Das beeindruckt mich und ich weiß keine sinnvolle Antwort. Dann schaue ich aufs Notebook. Die letzten Sätze dort.

»Sie könnten Schriftsteller werden, statt Barmann zu sein. Die Beobachtungsgabe haben Sie ja, und das ist mit das wichtigste Werkzeug.« Ein verhaltenes Grinsen, fast schelmisch, formt sein Gesicht. Bis hoch zu den Augenwinkeln.

»Das tue ich. Schreiben. Meinem Namen entsprechend. Kavindu bedeutet im Sanskrit ‚*Der Dichter des Mondes*‘. Also dichte ich.«

»Der Dichter des Mondes«, wiederhole ich gedehnt, denke an den Mond und einen jungen Mann, der das aufschreibt, was das kühle Mondlicht ihm einflüstert. »Das ist aber wirklich schön«, setze ich nach. Denn das ist es wirklich. Wahrlich schön. »Und schreiben Sie viel?«, will ich wissen. Ich habe Feuer gefangen. Menschen die schreiben, sind gar nicht so selten, aber Menschen die Lyriker sind, schon eher.

»Durchaus. Ziemlich viel sogar.«

Ich hole den Lederbeutel unter dem Hemd hervor, entnehme eine Visitenkarte von Friedrich und dem Verlag und gebe sie ihm. »Hier, das ist mein Verleger. Ab und zu wagt er Experimente mit Dichtung, mit Lyrik. Wenn es ihn mal wieder anfällt und er Mäzen sein möchte, kein Kapitalist. Schicken Sie ihm ein paar Werke. Ich werde ihn vorwarnen, dass er es mit mir zu tun bekommt, wenn er die Mail löscht.« Kavindu starrt auf die Karte. Dann greift er zu, lässt sie in der Hosentasche verschwinden, legt die Handflächen gegeneinander und verbeugt sich.

»Vielen Dank, Monsieur. Wirklich! Vielen Dank!«

Ich ziehe die Mundwinkel breit und lasse einmal die Augenbrauen hoch und runter. Eine aufmunternde Geste, denke ich, aber ich habe überhaupt keine Ahnung, ob er sie versteht. Ein Reflex greift zum Glas, ich trinke zwei Schluck. Die Zeit kriecht.

»Warum trinken Sie denn mehr als üblich?«

Ich sehe ihn an und denke an Maria. Maria mit dem Kind. Ich glaube, ich werde verrückt.

Da sitze ich in der Toilettenkabine auf weißem Porzellan und weine. Gerade noch geschafft, trockenen Auges die Toilette zu erreichen. Leise weinen ist eine Qual. Sich zu schämen hinter einer verschlossenen Tür der reine Horror. Die Leute an den Waschbecken, vor den Spiegeln, können das hören, wenn sie gute Ohren haben. Ich würde es hören und wäre peinlich berührt. Wann saß ich das letzte Mal an so einem Ort und habe geweint? In Singapur. Nicht so lange her. Da draußen sterben Menschen in Massen. Sie musst du beweinen, nicht dich. Maria nähert sich dir wie ein Komet auf einer elliptischen Bahn. Am Punkt größter Annäherung sehe ich sie, dann entschwindet sie wieder in die Schwärze. Ich will sie festhalten. Umgekehrt ist das zu bezweifeln. Das Wort möchte ich nicht denken. Lieber den Rest Toilettenpapier zum Trocknen der Tränen und Putzen der Nase verschwenden. Einmal tief durchatmen.

Aufschließen und direkt an ein freies Waschbecken, das mittlere von drei freien. Links und rechts Männer in identischen Trainingsanzügen. Franzosen. Vielleicht irgendein Sportteam. »Die verdammten Araber!«, sagt einer auf der linken Seite. »Die verdammten Extremisten!«, verbessert sein Nebenmann. »Spinnt ihr? Die Juden sind an der ganzen Scheiße schuld!«, wirft der rechts von mir ein. Schnell Wasser ins Gesicht. Lieber ein paar Mal. »Sind Israelis!« von links. »Israelis, Israelis! Sind Juden!« von rechts. »Du bist doch selbst Palästinenser!« von links, und »Wer züchtet denn Kindersoldaten wie Pilze im Keller?! Die Islamisten!« Eine Bewegung auf der rechten Seite, schon drückt mich ein Körper ans Waschbecken. Ich kann mich grad noch daran abstützen, da prallen die beiden aufeinander. Ich muss an ihnen vorbei. Vorsichtig. Ihre Rauferei ist raumgreifend. Zwei andere versuchen sie auseinanderzuziehen. Ein Dritter füllt eine Flasche mit Wasser und kippt es über die Kampfahne. Ein letzter Blick und ich bin draußen. Wieder zur Bar. Ein doppelter Southern wird helfen.

Kavindus Frage wird unbeantwortet bleiben. Er weiß es. Ich weiß es. Nutzt aber nicht viel, denn Kavindu kann sehen, was es mit dem Krimi-Autor Heinrich Konstantin auf sich hat. Der Dichter des Mondes weiß in mir zu lesen, wie im kühlen Mondlicht.

Vormachen muss ich ihm nichts. Mit einem Lächeln stellt er das Glas auf den Marmor. Warum bleibt sein Blick so lange auf mir hängen? Sicher habe ich rote Augen vom Weinen. Zum Glück hebt ein anderer Gast sein leeres Glas und Kavindu wendet sich ab. Zwei Stunden bin ich schon hier. Niemand kann den Bereich verlassen. Gefangene auf französischem Boden in Dubai. Mit dem Glas gehe ich zum Fenster und schaue auf die Schlange. Immerhin hat das Einchecken begonnen. Maria ist wieder an ihrem Platz. Die linke Hand lege ich flach auf die Scheibe. Der Name klopft an alle Türen in mir drin. Wie kann ich es nicht hören? Wie kann ich es vertreiben? Maria ist keine monströse Spinne, auch kein tiefes, dunkles Wasser, nicht hohe Wände und Mauern, zwischen denen ich angstvoll kauere. Sie trinkt aus einer Wasserflasche, dreht sich und schaut hoch. Mir stockt der Atem. Unmöglich, dass sie mich sieht. Polarisiertes Licht. Doch ich bin es, den sie anschaut. Noch einen Schluck trinkend, dann stellt sie die Flasche weg. Ihre Kollegin sagt etwas und Maria antwortet, dreht sich zurück und nimmt zwei Tickets entgegen. Ich weiß, dass ich sie liebe.

Zum ersten Mal in meinem Leben, zum ersten Mal in meiner Erinnerung, schaffe ich es in Gänze über die Mauer. Nicht nur mit Worten, nicht nur mit einem Arm, nicht nur mit dem halben Körper. Ich springe von der Mauerkrone und stehe auf der anderen Seite. Aber hinter einer Scheibe, die ich nicht durchbrechen kann. An einem Ort, den ich nicht verlassen darf. Schritte neben mir. Schweres Atmen. Ein alter Mann.

»Was gibt's zu sehen?« will er in einem Französisch mit seltsamem Akzent wissen. Vielleicht ein Bretonne.

»Nur Menschen.«

»Wie deprimierend«, erwidert er und verzieht sich wieder. Eine Stewardess kommt durch die doppelflügelige Glastür, hebt einen Karton über sich. *AF0728 à destination de Paris*. Damit bin ich gemeint. Sie wartet, bewegt das Schild unentwegt im Halbkreis. Aus einem Lautsprecher kommt die Ansage, alle Passagiere aus der First und Professionell Business Class sollen sich zum Gate begeben. Ich bringe das Glas zurück und strecke die Hand über die Theke. Kavindu nimmt sie. Ein Lyriker mit einem lyrischen Händedruck. Sanft. Er lächelt und nickt.

»Auf Wiedersehen, Kavindu.«

»Auf Wiedersehen, Monsieur.«

Wir sind in der Luft. Dubai vergessen. Immerhin habe ich einen Fensterplatz. Leider in der Economy-Class. Wahrscheinlich hat Air France alles in den Flieger gestopft, was möglich ist, egal welcher Sitz, egal welche Klasse. Einen Teil vom Geld bekämen wir nach Ankunft in Paris zurück. Lediglich ein schlankes Formular sei dort auszufüllen. Zuerst einmal jedoch wird der nächste Aufenthalt Istanbul sein, denn diese Maschine hätten sie nur geliehen von Turkish Airlines, um die Touristen aus dem Nahen und Mittleren Osten zu bekommen. Also Istanbul. Immerhin liegen beide Istanbuler Flughäfen auf dem europäischen Teil. Zurück in Europa. Kurze SMS an Friedrich.

Haben Dubai verlassen. Lebe noch. Sitze in einer von Air France geleasteten Maschine der Turkish Airlines. Destination wahrscheinlich Istanbul, dann weiter. Gruß, Heinrich.

Ein besonders heftiges Husten links. Das hört sich fast nach Auswurf an. Angeekelt drücke ich mich so nah ans Fenster wie es geht. Der ältere Mann links schläft jedoch weiter. Nicht mal dieser Hustenanfall hat ihn geweckt. Er wird hoffentlich nicht ebenfalls sterben. Zwei Tote neben mir an einem Tag wären für mein Nervenkostüm nicht förderlich. Doch er atmet. Langsam hebt und senkt sich die Brust. Auf dem Schoß hat er eine Zeitung. Den Guardian. Ob er es wohl erlauben würde, dass ich ihn lese? Vorsichtig nehme ich ihn an mich. Er sei auf den Boden gerutscht, kann ich als Erklärung verwenden.

Nichts passiert, außer einem metallischen Röcheln, dass aus des Alten offenem Mund rollt. Vielleicht findet sich in den Meldungen etwas, das ich noch in den Roman einbauen kann. Gleich auf der Titelseite: THE FORGOTTEN WAR! Der Guardian ruft seinen Leser*innen ins Gedächtnis, dass noch ein weiterer Krieg existiert. Daran habe ich gar nicht mehr gedacht. Das wird Putin gefallen. Was besseres kann nicht passieren, als dass ein neuer Krieg einen älteren vergessen macht. Seite zwei, Israel, Seite drei, Malaysia, Seite vier ein ganzseitiger Bericht aus Manaus. Tote Fische. Ein bisschen mehr Klimakatastrophe im Krimi kann nicht schaden. Vielleicht könnte ich den nächsten Roman um das Thema herum planen. Aktivisten töten Konzernchef.

Vorsichtig lege ich den Guardian zurück, schließe die Augen und sehe Maria vor mir. So deutlich, so zum Greifen nah, dass mein Magen sich zusammenzieht, schmerzt. Vierzig Lebensjahre, sagt sie, aber zu mehr als ein paar hunderttausend Worte hat es nicht gereicht. Eine Stimme will wissen, ob ich etwas zu trinken möchte. Also Augen auf.

»Wenn Sie Jack Daniels haben, nehme ich einen doppelten.«

»Wir haben nur Glenfiddich.«

»Dann eben einen doppelten Glenfiddich.«

Der Alte schnarcht. Ein schmaler Speichelbach läuft aus dem rechten Mundwinkel, übers Kinn und verteilt sich in den Bartstoppeln. Feuchter Glanz im schwachen Schein der LED über uns. Ich werde auch mal so enden, vermute ich.

Kapitel 6 Karaburun

Es war der neue Flughafen im Norden, direkt an der Küste zum Schwarzen Meer. Von Istanbul kaum was zu sehen während des Anflugs. Tiefe Wolken. Der Wetterbericht auf dem großen Monitor in Gangmitte sagte etwas von Regen und Sturmböen. Hauptsache keine 35 Grad im Ölpalmenschungel und kein Wüstensand. Jetzt sitze ich in einem Taxi, ein alter Mazda, der Fahrer berlinert kräftig, hat fast sechzehn Jahre bei der Berliner S-Bahn gearbeitet und als seine Eltern krank wurden, ist er wieder zurück in die Türkei. Tagsüber Taxifahrer und nachts am Flughafen die Parkhausschranken bedienen. Kranke Eltern kosten eine Menge Geld. Meine Frage nach einem guten Hotel für zwei oder drei Nächte beantwortete er mit dem freudigen Hinweis, dass ein Cousin zweiten Grades in einer kleinen Stadt namens Karaburun, ganz in der Nähe, ein tolles Hotel besäße. Und Gäste, die er mit seinem Taxi als Cousin brächte, bekämen den Familienrabatt. Ich war einverstanden, zog das Handy aus der Innentasche und wählte Friedrichs Nummer.

»Du lebst noch«, ist sein erster Satz.

»Danke der Nachfrage.«

»Was macht mein Roman?«

»Ist so gut wie fertig.«

Kurzes Schweigen. »Was ist das für ein Gedudel im Hintergrund?«

»Türkische Volksmusik aus einem Autoradio.«

»Türkische Volksmusik?«

»Ja, ich sitze in einem Taxi auf dem Weg zum Hotel meiner Wahl. Ich muss unbedingt zwei oder drei Nächte schlafen ohne Flugzeuge und tausende Menschen um mich herum. Schließlich soll ich ja einen Krimi schreiben und keine Fluglinien bewerten.«

»Aha, ja, Türkei also ...«

»Im europäischen Teil von Istanbul.«

»Immerhin.«

Der Fahrer wartet an einem Stopp-Schild. Ich erkenne, dass wir auf eine Küstenstraße einbiegen. Gegenüber ein Holzzaun, dann breiter Strand und das Meer. So weit das Auge reicht. Jemand hupt, mein Fahrer flucht und tritt aufs Pedal. Der

Mazda macht einen Satz. Quietschende Reifen. Mit der rechten Schulter pralle ich gegen den Holm. Friedrich sagt irgendwas. »Ich muss auflegen. Melde mich«, ist meine Antwort und stecke das Handy weg.

»Fährt wie ein Idiot!«, ruft der Fahrer und hebt die Faust drohend in den Rückspiegel. Ich weiß nicht, was passiert ist, denke aber nicht drüber nach, denn das Meer zieht mich in seinen Bann. Kleine Wellen brechen vor dem Strand. Nur leichte Dünung auf dem Wasser. Menschen flanieren, Pärchen, Kinder, ab und zu Hunde, ein großer Spielplatz und blau gestrichene Umkleidehäuschen. Links Cafés, ein Bootsgeschäft, Restaurants, keine einladende Architektur, flach und beliebig, wildes Bauen, aber es sieht friedlich aus. Und friedlich ist eine Seltenheit in diesen Tagen. Ein Gebrauchtwagenhändler. Teilweise sehe ich Fahrzeuge, die bei uns Oldtimer-Status bekämen. Dann ein Lebensmittelgeschäft, viele farbenfrohe Auslagen, Obst, Gemüse, jemand reicht eine Papiertüte über die Theke.

»Halt! Anhalten!«

Keine schlechte Reaktionszeit. Sofort fährt der Fahrer rechts ran, zwei Reifen auf der Bankette, es ruckelt. Mit verwundertem Gesicht dreht er sich zu mir.

»Was? Ist Ihnen nicht gut?«

»Ich werde hier aussteigen. Wo ist hier ein Hotel?« Die Antwort bleibt aus. Er weiß nicht, was er von mir halten soll.

»Fragen Sie nicht. Ich muss hier raus! Also, gibt es hier ein Hotel?« Sein Nicken beruhigt mich. Er deutet nach vorne auf ein großes Eckhaus, das ich bestenfalls als Halle eingeordnet hätte.

»Aber ist nicht so schön wie das Hotel von meinem Cousin.«

»Tut mir leid.« Ich nehme zweihundert Euro aus der Innentasche. »Reicht das? Auch als Entschädigung für Ihren Cousin.« Seine Augen werden groß.

»Natürlich. Reicht vollkommen.«

»Nach einer Quittung muss ich wohl nicht fragen, oder?«

Er grinst und zieht einen Zweckform-Block aus der Konsole. »Hab ich immer dabei für deutsche Kunden. Quittung fürs Finanzamt.«

»Vorbildlich.«

Er legt das Blaupapier unters Blatt, schreibt einige Worte, dann 200 Euro, setzt Unterschrift und einen Stempel drauf, reißt vorsichtig ab und gibt mir den Wisch. Lächelnd steigt er aus und öffnet die Heckklappe. Ich folge ihm.

Da steht der Schriftsteller am Straßenrand. Recht wenig Verkehr. Es hat vielleicht 25 Grad, der Himmel ist ziemlich zugezogen, ab und zu dunklere Wolken. Manchmal bricht die Sonne durch, dann wandert ein leuchtender Fleck übers Wasser, taucht es schillerndes Grünblau und verschwindet wieder. Türkische Lira habe ich nicht, aber eventuell kann ich mit Euro etwas kaufen. Also den Koffer greifen und über die Straße. Direkt vor den Auslagen bleibe ich stehen. Tomaten, Paprika in allen Formen und Farben, Peperoni, Chili, Artischocken, Auberginen, Bohnen, einfach alles, was dieser Teil der Erde hergibt. Und Datteln.

Niemand zu sehen, also zupfe ich eine Papiertüte vom Faden und fülle sie mit Datteln. Eine zweite Tüte mit Birnen, rötlich-gelbe Früchte. Der Duft ist betörend. Eine klapprige Tür öffnet sich und dann steht sie mir gegenüber. Maria. Ich lächle und sie erwidert es. Sie muss zwischen vierzig und fünfzig sein, gegerbte Haut, aber eine exakte Kopie aller anderen. Und ich mache jede Wette, ihr Name wird ebenso identisch sein.

»Guten Tag«, falle ich mit Deutsch ins Haus, in der Hoffnung, sie wird es verstehen.

»Einen schönen guten Tag, der Herr.« Mir fällt ein Stein vom Herzen.

»Entschuldigung, ich habe leider nur Euro. Aber wenn Sie mir sagen, wo ich tauschen kann, tue ich das schnell.« Kopfschüttelnd nimmt sie mir die Tüten aus der Hand.

»Das ist kein Problem. Ist hier wie ein zweites Zahlungsmittel. Bei der Inflation freuen wir uns über ein paar Euro.«

»Okay, das ist gut. Ich bin grad erst angekommen, und kenne mich nicht aus.« Mit dem Kopf nicke ich zu dem angeblichen Hotel. »Meinen Sie, dort ist noch ein Zimmer frei für ein paar Tage?«

»Aber ja«, sagt sie, ohne hinzusehen. »Man sieht nicht, dass es ein Hotel ist, weil sie alles zum Innenhof gebaut haben, aber es ist sehr schön.« Ich hole tief Luft. Maria in einem kleinen Gemüseladen, hinter mir das Schwarze Meer und wir reden. Was braucht es noch?

»Haben Sie Hunger?«, fragt sie.

»Hunger?« Habe ich Hunger? Natürlich hast du Hunger, sagt mein Magen.
»Machen Sie hier auch was zu essen?«

»Vorne Lebensmittel, drinnen Restaurant. Heute Morgen habe ich einen Eintopf aus Kichererbsen vorbereitet. Tagesgericht. Dazu einen gegrillten Kalkan. Wie wär's?«
Marias Augen. Victoriablätter, das Braun strömt in den grünen Kern und alles unter einem einladenden Glanz.

»Ich bringe den Koffer ins Hotel, buche ein Zimmer und bin in einer halben Stunde zurück. Okay?«

Sie legt Datteln und Birnen auf die Seite. »Das hebe ich für Sie auf.«

Zwei oder drei Achterbahnen rattern in meinem Bauch. Ein Bild im Kopf aus Jugenjahren. In der Nachbarwohnung lebte eine Regina, als ich zarte vierzehn Jahre war. Andere Schule, aber so alt wie ich. Die erste Sonne in meinem Leben. Ich lauschte an der Wohnungstür, um zu hören, wann sie auf den Flur trat. Sodann ging ich auch raus und tat überrascht. Nach einer Woche erklärte sie mir, ich müsse nicht immer warten, bis sie raus käme, denn ihre ganze Aufmerksamkeit bekäme ein Mädchen aus dem Schwimmverein. Und ich wäre wahrlich kein Mädchen, eher ein Idiot. Ich wollte mich unter der Fußmatte verstecken. Doch das Gefühl in dieser einen Woche war erhebend und fraß sich tief in mich hinein.

Ab und zu beuge ich mich in diesen alten Schacht hinab und schnuppere. Heute, jetzt, in diesem schlichten und schönen Zimmer, bricht alles aus dieser Tiefe hervor. Das Kribbeln, die Achterbahnen, deren Gestänge aufgrund des Alters knirscht, aber ich fühle mich im Zentrum einer Sonne. Wie die Sonne selbst. So schnell es geht, ohne gleich alle Blicke auf mich zu ziehen, verlasse ich das Hotel, greife nach dem Zimmerschlüssel in der Hosentasche, überquere die kleine Straße, grüße hier und da mit einem nickenden Lächeln Alte, Junge, Kind und Kegel und greife nach einer verrosteten Schraube, die als Türgriff dient. Im Rahmen sitzt nur Hasendrahtgeflecht, der aus Holz gezimmerte Vorraum steht voller Gemüseboxen. Alles in Hellblau gehalten, keine Grundierung, kaum geschliffen, einfach lackiert. An ausgeleierten Wäscheleinen hängen Trauben aus Knoblauch und Chili, Peperoni, grüne und rote, aufgefädelte Spitzpaprika, schon fast durchgetrocknet. Eine zweite Tür. Milchglas, der

Alurahmen ist fleckig, links und rechts einglasige, große Scheiben. Ich kann die Tische sehen, blaue Deckchen darauf, je eine Kerze, Salz, Pfeffer, Olivenöl. Stühle aus allen Epochen in allen Farben, geleimt, mit Sisal verschnürt, aus Plastik oder Holz. Ein letztes Mal auf das Pochen in meiner Brust hören, dann öffne ich. Zwei Alte an der Theke. Gefurchte Gesichter, Bartstoppeln wie Zweige. Sie reden, schwenken die Arme, lächeln beim Herschauen und trinken ihre Gläser leer.

»Guten Abend«, sage ich und könnte mir in den Hintern beißen, nicht nachgesehen zu haben, wie ich das auf Türkisch hätte sagen können. Aber Fortuna ist milde gestimmt. Ein Guten Abend kommt von beiden zurück. Und wenn ich mich nicht täusche, höre ich da Kohlenpott im Hintergrund. Meryem! ruft der linke von beiden und zwinkert mir zu, was ich nicht so recht einordnen kann, aber dass Meryem offenbar die türkische Variante von Maria ist, lässt mich noch mal deutlich schneller atmen. Ich wusste es. Was gerade passiert, verstehe ich nicht, ist mir aber völlig egal. Aus irgendeinem Grund komme ich an die richtigen Orte zur richtigen Zeit und treffe alle Möglichkeiten ein und derselben Frau. Dafür bin ich dankbar. Meryem kommt aus der rechts liegenden Tür, sieht mich und ruft »Kaffee?!«

»Ja, gerne.«

Sie winkt mich an die Theke, die wohl aus den Resten eines alten Fischerbootes gebaut wurde. Leicht gebogen, allerlei Lackschichten, rot, grün, ozeanblau, grob geschliffen und mit einem farblosen Lack konserviert.

»Wir duzen uns hier alle«, erklärt sie an der Kaffeemaschine, einer Gaggia. Mit Kraft drückt sie den Hebel nach unten. »Du kennst jetzt meinen Namen. Jetzt muss ich noch deinen erfahren.«

»Heinrich.« Auf dem Hocker liegt ein grauer Filzlappen. Ich setze mich.

»Heinrich ... und weiter?«

»Konstantin.« Sie stellt Unterteller und Tasse aufs Holz. Schwarz, hellbrauner Schaum, ein starker Duft.

»Zucker?«

»Ja, danke.«

Meryem greift unter die Theke, stellt eine Schale vor mich, hebt die Nase Richtung Decke und schnuppert. »Bin gleich wieder da. Muss kurz in die Küche.«

Ein älteres Paar kommt herein, redet, begrüßt die beiden Alten überschwänglich. Der eine steht auf, geht hinter die Theke, holt zwei Gläser und eine Flasche Raki. Er schenkt ein, sieht mich an, nimmt ein weiteres Glas und hebt es in meine Richtung. Ich nicke. »Konstantin«, sagt er mit rauer Stimme, als er neben mir steht, das Glas füllt. »Das ist dein Nachname?«

»Ja. Heinrich Konstantin.«

»Trink aus«, fordert er mich auf. »Ich mache noch mal voll und nehme die Flasche wieder mit.«

»Okay.« In einem Zug kippe ich das Glas leer. Er ist mehr als stark der Raki, raubt mir kurz den Atem, dann entfacht er ein warmes Feuer. Ich schmatze nach.

»Gut, was?«

»Köstlich.« Er schenkt nach und zeigt mit dem Finger gegen die Wand.

»Das da hinten ist deine Stadt.«

»Meine Stadt?«

Er lächelt milde. Die Bartstoppeln drücken sich in Lippen und Nasenflügel. Konstantin? Der Groschen fällt. »Verstehe. Aber ich brauche sie nicht mehr. Mir genügt eine kleine Wohnung.« Er lacht. Oder brüllt kurz los, haut mir auf die Schulter und geht redend und gestikulierend zu den anderen. Sie lachen ebenfalls, heben die Gläser. Ich meines. Wir trinken aus. Meryem kommt zurück.

»Hier können wohl alle Deutsch, oder?«

»Nicht wenige«, sagt sie und holt einen Teller unter der Theke hervor. Einen wirklich großer Teller. »Magst du Knoblauch?«

»Sehr gerne.«

Grinsend geht sie in die Küche. Es riecht deutlich nach Fisch. Geklapper, Besteck fällt auf den Boden. Hoffentlich nimmt sie neues. Nach den beiden Raki ist mir nach Kaffee, rühre zwei Teelöffel Zucker hinein und probiere vorsichtig. Die Stärke haut mich beinahe vom Stuhl. Mein Puls schnellte nach oben. Aber der süßbittere Geschmack hat mich an der Angel. Ein zweiter Schluck. Meryem kommt zurück. Den Teller sieht man kaum vor lauter Fisch. In der anderen Hand eine weiße Schale mit einer Eintopf.

»Bitte! Lass es Dir schmecken.«

Für einen Augenblick bin ich vom Bild überwältigt. Dem Gemälde aus Fisch, Kichererbsen, weißem Porzellan auf dem alten Holz der Theke, das Farben aus Jahrzehnten trägt. Meryem dreht sich mit sanftem Gesichtsausdruck zur Seite, zur Tischspülmaschine, räumt Gläser und Tassen in den Korb, die Vier diskutieren heftig und als Krönung mäandert der Duft in meiner Nase. Es kann nur so sein, dass ich Protagonist in meinem eigenen Roman geworden bin. Jemand schreibt den Heinrich in leere Seiten, stellt eine Maria nach der anderen neben mich. Kurz nur, gerade lang genug, um in meinem Inneren zu rühren. So und nicht anders wird es sein. Dann werde ich also jetzt diesen Fisch essen. Einen Kalkan. Ich würde sagen, es ist ein Steinbutt. Aber zuerst einen Löffel von den Kichererbsen, und dem, was noch drin ist. Auberginen und Tomaten, schätze ich.

Nach ein paar Mal kauen treffen mich Knoblauch und Chili, Kreuzkümmel und das leicht Bittere von Curcuma. Überwältigend gut. Schnell zum Fisch. Schwarze Streifen des Grillrosts auf der gepunkteten Haut. So stelle ich mir eine Henkersmahlzeit vor. Zutaten vom Feinsten, gekocht von den Besten. Ein würdiger Abgang am Ende eines würdelosen Lebens.

»Schmeckt es?«, dringt Meryems Stimme durch meine Gedanken.

»Mir fehlen wirklich die Worte für dieses tolle Essen«, gestehe ich ihr und ertappe mich dabei, die vollkommene Nase im vollkommenen Gesicht anzustarren. Sie ist näher den Fünfzig als den Vierzig. Es sind die Augen, die das zeigen. Wie gereifter Cognac. Sie anzusehen, zwingt mich in die Knie.

»Das nehme ich mal als ein Ja.«

»Es ist wesentlich mehr als das.« Sie sieht mir zu, wie ich kaue, mit dem Messer ein weiteres Stück vom festen Fleisch auf die Gabel schiebe und in den Mund stecke. Leicht salzig, viel Knoblauch, das Grillaroma.

»Machst du das alles ganz alleine? Gemüse verkaufen, das Restaurant?«

»Fast.« Sie neigt den Kopf zu den Vieren links von mir. »Die beiden Alten haben einen Kutter, fangen Fisch, den ich hier verkaufe und koche. Sie besorgen auch Gemüse und Obst von den Bauern in der Umgebung. Manches auch aus Griechenland. Ist ja nicht weit. Wenn ich zu müde bin, stehen sie auch mal hinter der Theke oder verkaufen Gemüse.« Sie nickt, um das zu unterstreichen. Ich will nicht fragen, muss aber.

»Hast du keine Familie, die hilft?« Schweigen ist die Antwort. Ihr Blick heftet sich auf den Teller, die Tasse, an die von der Arbeit aufgerauten Hände. Sie möchte antworten, das ist zu spüren. Weiter essen. Kichererbsen, Kalkan, die Schärfe ist enorm. Heftig und doch genau richtig. Exakte Ausgewogenheit. Was wird Meryem antworten? Durch ihre Nase strömt deutlich hörbar die Luft. Ihre Brust hebt und senkt sich.

»Doch«, sagt sie schließlich. »Ich hatte Familie. Einen Mann, einen Sohn. Mein Mann ist in Belgien und lebt dort mit einer anderen. Er sagt, wir sind geschieden, was wir nicht sind. Aber gut, dann ist das halt so. Mein Sohn ist vor fünf Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen.« Die Worte purzeln in mich, ecken an. Es schmerzt. Wo waren in meinem bisherigen Leben nur die Tränen? Ich muss sie aufgespart haben für diese Reise. Oder tief vergraben. Sie brechen hervor. Nicht wie eine Sintflut, aber stetig. Langsam trübt sich mein Blick. Ich möchte im Fisch versinken und würde die dämliche Frage am liebsten rückgängig machen. Ein Tropfen auf den Kalkan, noch ein zweiter. Meryems Hand legt sich auf meine.

»Aus mir sollten die Tränen kommen. Nicht aus dir. Was ist passiert?«, stellt sie leise fest. Hunger und Appetit verfliegen. Die Gabel lege ich vorsichtig aufs Holz. Jetzt ist es nur noch ein toter Fisch und die Kichererbsen ein von Tomaten rötlich gefärbter Eintopf. Das Gemälde verliert an Glanz. Was kann ich antworten? Was ist die Erklärung meiner Tränen?

»Kann ich bitte einen doppelten Raki haben?« Meryem runzelt die Stirn, schaut auf das leere Glas.

»Nein, ich denke, das ist nicht das, was du tun solltest. Ohne dich zu kennen, ist da zwischen uns etwas sehr Vertrautes und ich weiß nicht, was es ist, aber deutlich zu spüren. Es muss mit deinen Tränen zu tun haben. Das möchte ich hören.«

Ich plappere los wie ein Betrunkener. Maria, dann Maryam und Marianne, Mary in Singapur und die Maria in Dubai, die mich anstarrte durch eine gegen Durchsicht geschützte Scheibe. Vielleicht meine Hand am Glas, vielleicht hat sie das gespürt. Und der Taxifahrer hätte ja ein anderes Ziel wählen können, ich auf eine Strandschönheit sehen, anstatt den Gemüseladen zu entdecken, und dann die Babys im Bauch oder vor der Geburt verloren wie Marianne. Ich rede mich in eine Art Verzweiflung. Dem bin ich nicht gewachsen. »Ich bin wohl in einem anderen

Universum«, vermute ich. »Es muss sie geben, diese Paralleluniversen. Anders kann ich mir das nicht erklären.« Meryem ist um die Theke herumgekommen, hat den Hocker rechts hergezogen und sitzt neben mir. Sehr nah. Fast zu nah. Kaum, dass ich atmen kann, so nah. Und da ist ihre Hand auf meinem Unterarm.

»Du hast keine Frau? Keine Kinder?« Meinen Kopf schütteln ist Antwort genug. Statt nach dem Warum zu fragen, fährt ihr Zeigefinger auf meiner Hand kleine Figuren. Fantasiervolle Umriss. So gemächlich, dass ich genug Zeit habe, Meryems gegerbte Haut vom Handgelenk bis zur Fingerspitze zu mustern. Ein kurzer Nagel, gefurcht, aber tadellos geschnitten. Hornhaut im Nagelbett, davor eine kleine Narbe. Zwei oder drei Zentimeter. Vielleicht eine Gemüsebox oder ein Küchenmesser. Was zeichnet sie gerade? Einen Baum? Einen Fisch? Erinnerungen an ihr Leben? Und warum spürt sie etwas Vertrautes zwischen uns? Weil es mir ebenso geht?

»Es gibt mich also viele Male?«

»Ja. Und ich ahne, es wird noch mehr geben. Der Pfad dieser Reise führt mich immer zur nächsten Maria.«

»Glaubst du an einen Gott?«

Einen Gott? Der Gedanke kam mir tatsächlich. Niemand auf diesem Planeten ist weiter entfernt von einem Gott als ich; das war zumindest bisher meine Sicht auf die Frage des Glaubens. Auf der anderen Seite muss ich akzeptieren, in Situationen geraten zu sein, die mehr als schwer erklärbar sind. Aber kann man das durch einen sich seltsam aufführenden Gott herleiten? Unsichere Ausgangslage führt zu falscher Logik. Also nimmt man die einfachste Erklärung.

»Nein. Ich glaube an keinen Gott.«

»Dann sind wir schon zu zweit«, sagt Meryem, ein schwaches Lächeln auf den Lippen. »Ich habe einmal geglaubt«, setzt sie nach. Der Zeigefinger stoppt, drückt nur wenig tiefer in meine Haut, dann zieht sie die Hand zurück, streckt sich.

»Es ist aber ein Unterschied, ob man nicht mehr oder noch nie geglaubt hat, oder den Glauben durch ein tragisches Ereignis verliert, sich seiner auf schmerzhaft Art entledigt.« Sie schiebt die Tasse auf die Seite, stellt den Ellenbogen auf den Tisch und stützt ihren Kopf auf die Hand.

»Was wäre denn da der Unterschied, Heinrich?«

»Das eine entspringt einem natürlichen Zweifel. Das andere der Verbitterung.«

Sie überlegt. Ich bin dankbar für diesen Moment, denn so kann ich ihr perfektes Gesicht studieren. Den absolut geraden Nasenrücken, erhebungslos an der Stirn angesetzt, eine ideale Linie, die seltsam tief anmutenden Augen, braun-grüne Deckel, unter denen sich Paradiese verstecken könnten, komplexe Strukturen aus Gedanken und Empfindungen. Die Lippen geriffelt, von Wetter und Sonne erodiert. Ich hoffe, die Zunge zu sehen, das um sich greifende Rosa.

»Nein, ich bin nicht verbittert, denke ich. Ich habe vielleicht eingesehen, dass es keinen Sinn macht, an einen Gott zu glauben, auf den ich die unbequeme Hälfte meines Lebens schieben kann.«

Ich esse einen Löffel Eintopf. Sie spricht von Verantwortung. Dabei fällt mir ein Witz ein, den die Lektorin auf meiner Debütroman-Party erzählte. Was haben Migranten und Verantwortung gemeinsam? Beide werden abgeschoben. Ich behalte ihn für mich. Meryem sieht mich herausfordernd an. Sie ist nicht verbittert. Dann ist es auch so.

»Das glaube ich dir. Aber für manche Menschen kann das sinnvoll sein. Für dich eben nicht. Solange diese Menschen den Glauben im Privaten leben und nicht missionieren, ihre Weisheit nicht auf andere übertragen wollen, mit der Waffe womöglich, kann ich damit leben.« Sie nickt, steht auf, holt den Raki, noch ein Glas und schenkt uns beiden voll bis zum Rand.

»Darauf trinken wir doch einen«, erklärt Meryem und grinst breit.

Was für ein langer und erfüllter Abend. Bis weit nach Mitternacht saßen wir an der Theke. Ich habe mich wie ein Fötus im warmen Mutterleib gefühlt. Gedämpfte Stimmen in leicht rötlichem Licht, das durch viele Schalen mein Innerstes erreicht, die dunklen Ecken ausleuchtet. Der Raki ließ mich in der Tat wegdämmern und ich meine mich erinnern zu können, dass einer dieser stoppelbärtigen Fischer mich in mein Zimmer verfrachtet hat. Was aber auch egal ist. Jetzt sitze ich heranrollenden Wellen gegenüber auf einem umgedrehten Fischerboot und hacke Buchstaben ins Notebook. Die eiskalte Stalkerin hat wieder zugeschlagen und bereitet alles vor, um dem gestalkten Schriftsteller Indizien und Beweise unterzujubeln. Sie weiß, dass es für ihn nur schlimm ausgehen kann und begibt sich schon mal per Instagram und Tiktok auf die Suche nach einem neuen Opfer. Es dürstet sie geradezu nach fragiler

Unschuld. Niemals wird ihr die Polizei auf die Schliche kommen, denn in deren Vorstellungswelt sind ihre Taten noch nicht mal Fantasie. Einfach nicht existent. Erst wenn es von irgendeinem Menschen geschrieben wurde, in einen Roman gegossen, ist die Tat in der realen Welt angelangt, als Idee, als Handlungsgrundlage für die wahren Künstler unter uns Verbrecher*innen. Lasse ich meinen Schriftsteller etwa genau diesen Plot schreiben? Die selbsterfüllende Prophezeiung als Roman in einem Roman. Warum nicht?

Eine kleine Bö bewegt den Schirm und mich, wirbelt Sand auf. Ein Mann mit Hund, den er an den Bug des Bootes urinieren lässt. Niemand beachtet mich. Hinter mir weiß ich Meryems Gemüseladen samt Restaurant. In der Ferne meine ich einen Fisch springen zu sehen. Nach was? Insekten? Auch hier begegnen mir kaum noch Fliegen oder sonstiges. Eventuell hat er genug vom Leben im Wasser. Immer wärmer, Plastik, Sauerstoff wird knapp. Am fernen Horizont ein Schiff mit einer besonderen Silhouette. Ein Kriegsschiff. In diesem Moment wird mir klar, wo ich sitze. Dort drüben, im Norden, ist der Krieg. Die Krim, Odessa, Mariupol, die Mündung des Dnjepr. Google Maps öffnen, Karaburun nach Sewastopol nur 500 Kilometer, Odessa und Cherson 600. Mit einer dieser Tragflügelfähren wäre ich in einem halben Tag drüben. Im Krieg.

»Was schreibst du?« Die Stimme. Meryem streicht mit der Hand über die von Muscheln befreiten Hölzer. Sie hat keine Angst vor Spreißel. Spreißel ... an was für einen Unsinn denke ich da?

»Einen Roman. Ich muss ihn fertig bekommen. Aber es läuft gut.«

»Einen Roman? Du bist ein Schriftsteller?« Nickend reiche ihr ihr die Hand. Sie klettert hoch, setzt sich mir gegenüber, zieht beide Knie unters Kinn. »Um was geht es?«

Meine Erklärung ist kurz. Ein Plot sollte erst auf dem Papier sein, dann in die Ohren der Menschen gelangen. Das Hören entfaltet andere Wirkung als das Lesen. Meryem zieht eine Schnute, streicht die Haare nach hinten, zwirbelt sie und macht einen Knoten. Mir fällt Zeus ein, der mit Europa am Strand steht und nach Kreta schwimmt. Doch mein Blick geht unweigerlich an ihrer Schönheit vorbei und sucht den Krieg hinter ihren Haaren. »An was denkst du, Heinrich?«

»An den Krieg hinter dir. Genau jetzt sitzen die Menschen in Kellern oder sterben auf dem Weg zum Einkauf oder während sie auf einen anderen schießen, trifft es sie selbst. Nur einen Atemhauch, dann ist es aus.«

Sie schweigt, krabbelt auf allen Vieren hinter mich. Links und rechts sehe ich ihre blaue Hose, die braunen Seglerschuhe, ihr Oberkörper schmiegt sich an meinen Rücken, das Kinn auf meiner rechten Schulter drückt nur sachte. Meryems linke Hand fährt in mein Haar wie ein Kamm, hin und her. Schon wieder fühle ich diese Ewigkeit. Die Ewigkeit von Kennen und Vertrautheit. Maria, Meryem, ich, wir blicken auf Jahrzehnte gemeinsamen Lebens. Es ist so. Selbst, wenn nicht. Vielleicht machen das die Kriege, die überall wie Pilze aus dem feuchten Waldboden sprießen. Vielleicht verändern sie nicht nur die Menschen, eventuell auch die Zeit und die Grenzen zwischen den Universen. All die Gewalt. Sie muss ja irgendwohin. Vielleicht.

»Sei mir nicht böse, aber ich kann dazu nichts sagen. Nein, das stimmt nicht. Ich kann oder könnte, aber ich bin einfach sprachlos. Im Meer schwimmen manchmal Leichen. Von den Fischen angefressen. So schön das Meer hier ist, am liebsten würden sich alle rundherum an die Gurgel gehen. Lass mich nur mein Gemüse verkaufen und Fisch grillen. Mehr will ich nicht. Ich kann der Welt nicht ihren Frieden bringen.« Ich atme eine heranwehende Brise tief ein. Salzig, würzig. »Kannst du es?«, will Meryem wissen.

»Nein. Ich kann es auch nicht.«

»Aber du würdest gerne.«

»Irgendwann mal wollte ich das, ja. Aber ich glaube nicht mehr daran, dass der Mensch auf Dauer ein friedliches Wesen sein kann. Nicht so, wie er konstruiert ist.« Sie schweigt, atmet in mein Ohr, dann küsst sie es.

»Tut mir leid. Ich muss einkaufen.«

»Und ich muss diesen Roman schreiben.« Meryem verschwindet. Ich höre sie vom Boot rutschen.

»Gegen vier Uhr kommt eine Tante. Ich mache Baklava. Kommst du?«

»Gerne. Ich freue mich.« Die Wolken werden dichter, sinken mehr und mehr nach unten, das Grau in ihnen wird dunkler. Sturm ist angesagt im Wetterbericht. Das Wasser im Mittelmeer ist bei weitem zu warm, sagt die ntv-Meteorologin. Es

entstünde heute Abend eine Situation wie in der Karibik. Aus einem Tiefdruckgebiet über Libyen formiert sich ein Orkan. Der Luftdruck sinkt erheblich. Die Energie muss irgendwohin und ein Orkan ist das logische Dampfventil. Warnungen für ganz Griechenland, besonders Thessalien und die Gegend um Bosporus und Dardanellen, Menschen bitte in den Häusern bleiben. Die Energie muss irgendwohin ... das war mein Gedanke zu all der Gewalt, die ausgebrochen ist und es immer noch tut. Sie erschafft andere Realitäten.

Es ist halb vier. Ich klappe das Notebook zu, denn es fliegt zu viel Sand. Zu viele Böen. Gemütlichkeit und Ruhe sind verschwunden. Langsam rutsche ich vom Kiel, lande im Sand, werde vom Wind angefaucht. Vielleicht sollte ich Meryem beim Tisch decken helfen. Das Notebook unter der leichten Jacke verborgen, gehe ich zum Gemüseladen, wo die beiden Alten alles zusammenpacken, den Vorraum leerräumen, alles im Restaurant in einer Ecke türmen, Gemüse und Obst in den Kühlraum bringen. Wir begrüßen uns wie alte Bekannte. Meryem ist in der Küche und bereitet das Abendessen zu. Vor sich zwei Ofenbleche mit Zwiebeln, Tomaten, Paprika und einem Berg Knoblauch. Auf der Kücheninsel steht eine große Platte mit Baklava. Glänzender Zuckerüberzug, das Grüne der Pistazien schillert. Die Mutter eines türkischen Schulfreundes hatte sie fast täglich zubereitet und wenn wir zusammen Hausaufgaben erledigten, bekam ich zwei oder drei Stück. Mehr war auch nicht zu schaffen, denn die Süße war so immens, dass ich danach stundenlang keinen Hunger verspürte.

»Heinrich«, sagt Meryem, zeigt mir ein Lächeln im Vorbeigehen. »Könntest du bitte die beiden Bleche in den Backofen schieben? Aber verbrenn dich nicht.«

»Okay.«

220 Grad steht auf der Digitalanzeige. Mein Backofen fällt mir ein. Bestenfalls Tiefkühlpizza oder auch mal Tütenpommes hat er bisher gesehen. Kochen überlasse ich anderen Menschen. Als das Gemüse drin ist, die Klappe zu, kommt Meryem heran, drückt eine Taste und ein Timer beginnt bei 20 Minuten rückwärts zu zählen.

»Und jetzt bitte ich dich, Fladenbrote in zwei Hälften zu schneiden.«

»Das klingt einfach.«

Sie ist schon wieder weg und wäscht Kräuter. Die Brote liegen auf einem Servierwagen. Drei Packungen. Wo soll ich schneiden? Nein, ich kann mich ja nicht wie der letzte Idiot anstellen. In einem Holzblock stecken Messer. Eines davon mit gewellter Schneide. Die Fladenbrote lege ich auf die Kücheninsel, spüle das große Holzbrett, trockne es ab und fange an mit dem Teilen.

»Bitte immer nur eins. Legst du mehr aufeinander, wird es vielleicht nicht gleichmäßig«, sagt Meryem ohne herzusehen. Sie hat offenbar hinten ebenfalls Augen. Die Kräuter liegen im Waschbecken, aus ihrem Mund kommt ein Summen, ein Lied, ihr Kopf bewegt sich nach der Melodie. Ich sehe hochgesteckte Haare, ihre kantigen Schultern und will hingehen, um sie zu berühren. Den Duft von Meryems Nacken einatmen, sie dort küssen. Die Hitze vom Backofen drückt gegen meinen Rücken. Etwas überwältigt mich. Fällt mich rücklings an. Es sind Tränen und ich drehe mich weg. Nur nicht auf das Brot!, ist mein erster Gedanke. Weg von Meryem. Warum bin ich hier? Dann taucht sie auf wie aus dem Nichts. Lautlos. Steht vor mir, hält ihre Hand unter mein Kinn. Mitten in die Victoriablätter fallen lassen, das will ich. Meryem tritt dicht an mich heran, legt die Arme um meinen Oberkörper. Ganz fest. Das Brot muss noch warten.

Ihre Tante ist ein Sprechautomat auf zwei Beinen. Dicken Beinen. Sie hat ordentlich Wasser in Unterschenkeln und Füßen, schon die fünfte Baklava im Mund und redet nahezu unentwegt. Im Grunde muss man nur nicken oder *Aha* sagen. Es gibt keinen Kaffee, wegen des Koffeins, sagt die Tante. Stattdessen trinken wir Pfefferminztee aus frischen Pflanzen. Eine ordentliche Menge Stängel samt Blätter in einer Glaskaraffe, mit kochendem Wasser übergossen. Schmeckt ganz fantastisch. Auch Meryems Tante war in Deutschland. Sogar in Köln. Ihr verstorbener Mann hat bei Ford gearbeitet. Zweiundzwanzig Jahre Sitze eingebaut. Eine gute Arbeit, sagt die Tante. Gute Kollegen, gutes Geld. Dann der Herzinfarkt. Überführung, Beerdigung und Umzug haben ihr Ersparnes aufgebraucht. Die Witwenrente aus Deutschland kommt und damit könne sie hier gut leben, sagt sie in einem Singsang aus Kölsch und Türkisch. Nicken, lächeln, *Aha* und *Toll* sagen. Meryem schenkt ihr nach, versorgt sie mit Baklava. Ich denke an das Abendessen, ob neben die schwere Süße noch etwas passt?

Das Backofengemüse ist püriert, zusammen mit einer geheimen Mixtur aus Kräutern und Gewürzen. Eine große Schüssel Joghurt mit gehackter Minze und Petersilie steht im Kühlschrank. Frisch durch den Wolf gedrehter Hammel wartet in der Kühlkammer aufs Anbraten. Iskender nennt sich das Gericht. Um uns herum klappern Fensterläden, Türen, der stärker werdende Sturm zerrt am Gebäude, treibt das Wasser weg vom Strand. Nichts unterscheidet den Himmel vom Schwarzen Meer. Alles geht ineinander über. Hier drin jedoch haben wir Farben. Vielleicht verschlingt uns in diesem Moment ein paralleles Universum. Ein lichtloses, das es sich verbittet, grün schillernde Pistazien, rote Gemüsesauce, blaue Tischdecken in sich aufzunehmen.

Die Tante lacht schrill, antwortet auf Türkisch. Ich schenke ihr Pfefferminztee nach, den sie gleich darauf in einem Zug leert. Meryem lächelt mich an, ihre Hand tastet nach meinem Knie, drückt zwei Mal. Ich muss aufstehen, ans Fenster gehen, sehen, was der Sturm macht. Ein Wort fällt mir ein. Ein selten gedachtes Wort. Wann habe ich es zuletzt benutzt? Ich kann mich nicht erinnern. Vom kleinen Städtchen Karaburun rollt eine Druckwelle heran, ein enormer Windstoß, der alles vor sich komprimiert, wegdrückt, mit sich reißt. Das Boot, auf dem ich heute saß, wird angehoben, verharrt eine Sekunde über dem Strand, dann nimmt die Faust des Orkans es mit sich. Schleudert es weit hinaus, zwischen die hohe Dünung. Weg ist es. Irgendwo geht eine Scheibe entzwei. Vielleicht in der oberen Etage. Meryem schaut sich irritiert um. Die Tante redet und schielt nach den Baklava. Mit dem Finger schreibe ich Heimat auf die leicht staubige Scheibe. Die nächste Bö treibt eine Wand aus Regen vor sich her.

Wir haben uns in die Küche zurückgezogen. Die Tante, Meryem und ich. Es ist wohl der stabilste Raum. Gemauert auf Stahlbetonfundament. Restaurant und Vorraum sind Holzkonstruktionen. Ich deute nach oben.

»Und das Dach?«

»Holz und Ziegel. Sind nur alte Möbel drin. Ich kann mich schwer von dem Kram trennen.« Keine Ahnung, ob mich das beruhigen kann. Die Tante sitzt im Eck.

Verzweifelt versucht sie irgendwelche Bekannten oder Verwandten zu erreichen, aber das Handynetzt funktioniert nicht mehr.

»Gibt es einen Keller?«

»Nein. Nur so was wie ein betoniertes Erdloch für Getränke. Man muss von der Rückseite über eine Außentreppe hinab. Da steht aber alles voll mit Kisten. Wir hätten keinen Platz.« Ich bin froh.

»Sind wahrscheinlich auch genug Spinnen da unten«, sage ich mehr zu mir selbst.

»Spinnen?« Meryem sieht mich verwundert an. »Du hast Angst vor Spinnen?«

»Unter anderem.« Über uns ein berstendes Krachen. Etwas in der Art habe ich schon mal gehört, als eine Tanne neben mir gefällt wurde, sie aber vorher splitterte und einige Splitter wie Pfeile durch die Gegend schossen.

»Zur Not verkriechen wir uns unter der Kücheninsel. Die ist stabil«, schlägt Meryem vor und lächelt den misstrauischen Blick ihrer Tante weg. Kein Fenster in der Küche, nur eine große Abzugsanlage, das gefällt mir ganz und gar nicht. Nicht zu sehen, was draußen passiert, macht mich ganz nervös.

»Wir beten«, sagt die Tante, steht auf und stellt sich zwischen Meryem und mich, nimmt unsere Hände und bedeutet uns, den Kreis zu schließen. Das tun wir, rücken dicht zusammen, greifen fest zu. Die Tante murmelt eine Menge auf Türkisch, wiederholt sich wieder und wieder. Meryem sieht mir in die Augen. Braun fließt ins Grün. Zwei Pforten, durch die ich jetzt gehen werde.

»Ich liebe dich«, sage ich in die Beschwörung der Tante hinein. »Ganz egal, wo und wer du bist.«

»Ich weiß«, ist ihre Antwort. »Und ich liebe dich. Warum, kann ich dir nicht sagen. Als du vor mir standst, war es in mir. Als hättest du es mitgebracht.«

Ein dröhnender Schlag. Etwas Großes hat uns getroffen. Die Wand hinter uns zittert, der Boden bebt leicht. Dann massives Klirren, die Küchentür rüttelt im Wind. Ich komme mir vor wie in einem Poltergeist-Film. Die Tante lässt sich nicht beirren. Wir lassen uns nicht beirren. Das Paralleluniversum kann uns nichts anhaben. Wir haben die Farben. Die Sonne. Wir haben uns.

Kurz vor Mitternacht hat das andere Universum genug an unseren Nerven gezerrt, entlässt uns in zunehmende Stille. Wir wagen es, die Küche zu verlassen.

Glasscherben überall. Der Boden ist nass, Tischdecken, Kerzen, Salz- und Pfefferstreuer, nichts ist mehr an seinem Platz. Die Hälfte des Vorraumes ist verschwunden. Auf dem Weg zur Krim, stelle ich mir vor.

»Bei Allah«, entfährt es der Tante. Im spärlichen Küchenlicht ist der Schaden nur schwer zu erfassen. Keine der Laternen auf der Straße ist intakt. Ein Feuerwehrauto fährt vorbei, ein Krankenwagen folgt, beide steuern in Schlangenlinien. Hindernisse überall. Mein Zimmer fällt mir ein. Koffer, Kleider, Reisepass, ich muss unbedingt danach sehen.

»Meryem, ich muss sehen, ob von meinem Hotelzimmer noch etwas übrig ist.«

»Geh nur. Aber pass auf dich auf.« Die Tante hat beide Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Meryem drückt mich. Wie von selbst halte ich ihren Kopf, streiche über den Nacken, dann gebe ich der halb in den Angeln hängenden Tür einen Stoß. Sie fällt aus der Zarge. Über sie hinweg in den Vorraum. Zum ersten Mal seit ich das Smartphone habe, nutze ich das LED-Licht, suche den besten Weg durch die Scherben, zur Seite hinaus, dort wo heute Nachmittag noch eine Holzwand stand. Der Rest einer Plakattafel liegt da. Abgerissene Kabel. Die Laterne ist weg. So was wie der Aufbau eines Campers, Kochgeschirr, Segeltuch. Die Straße ist überschwemmt, vielleicht zwanzig Zentimeter tief. Es fließt bereits ab, in Richtung Strand.

Das Hotel ist dunkel, das Vordach auf der Rückseite fehlt komplett und die Tür ist nach innen gedrückt. Wieder Feuerwehr. Dieses Mal ein paar mehr. Polizei folgt. Im Foyer stehen Gäste, weinen, zittern, reden durcheinander. Niemand beachtet mich, als ich die Treppe hinaufgehe, erster Stock, alles ist nass, Wasser fließt die Stufen hinab. Vermutlich ist das Flachdach beschädigt. Mit etwas Drücken geht die Zimmertür auf. Der Vorhang liegt halb auf dem Boden, halb auf dem Bett. Im Schrank ist einige Unordnung, der Safe ist zu. Ich öffne ihn, hole mein Leben raus, packe ein paar trockene Kleider zusammen und gehe wieder hinunter zur Rezeption. Um die zwanzig Frauen und Männer reden auf den jungen Mann ein. Was soll er machen? Ich schiebe mich an der Wand entlang, hole dreihundert Euro aus dem Geldbeutel und winke damit.

»Zu viel«, sagt er.

»Nehmen Sie ruhig. Den Rest in meinem Zimmer können Sie in den Müll werfen. Hier, der Schlüssel.«

»Die Computer gehen aber nicht.«

»Schreiben Sie auf ein Papier, dass ich gehe und bezahlt habe. Unterschrift, Datum, Stempel.« Er macht, was ich sage, gibt mir das Papier, nimmt mein Geld.

»Tut mir leid, mein Herr.«

»Machen Sie sich keine Gedanken. Sie können ja nichts dafür. Machen Sie's gut.« Er nickt mit gequältem Lächeln. Wieder draußen, atme ich auf. So viele Stimmen. Zwei Lastwagen kommen die kleine Straße aus dem Hinterland entlang gefahren, dahinter ein Radlader. Im Licht der Fahrzeuge ist von den blauen Umkleidehäuschen nichts zu sehen. Sie sind weg. Wie das Boot. Langsam füllt sich die Straße mit Menschen.

Bei Meryem geht es hoch her. Das Restaurant ist voll, Tische, Stühle und der Rest wieder aufgestellt. Einige räumen die Scherben aus dem Vorraum, Teller stehen auf der Theke. Die Tante verteilt Baklava, sieht mich und winkt heftig. »Geh Meryem helfen. Alle haben Hunger, müssen essen.«

»Ist gut.«

Meryem wirbelt durch die Küche, sieht mich. »Heinrich! Hol bitte die Fladenbrote aus dem Backofen! Leg sie auf eine der Platten. Die sind unter dem Ofen in der Schublade. Stell sie auf die Theke und sag den Leuten Bescheid. Nimm die Zange rechts!« Das tue ich. Die Brote sind hochkant gestellt. Passen mehr hinein. Ab auf die Platte. Hinter mir ist eine weitere Ladung, noch nicht aufgebacken. Meryem geht an mir vorbei, trägt den großen Topf Kichererbsen von gestern, stellt ihn auf den Gasherd.

»Soll ich die anderen Fladen in den Ofen tun?«

»Ja.« Schon ist sie wieder weg im Kühlraum. Ab mit den warmen Broten nach vorne. Es wird genug Menschen geben, die mich verstehen werden.

»Hallo! Brote! Kommt und esst. Gleich kommt der Eintopf!« Die meisten Gesichter drehen sich zu mir. Wer ist der Kerl, werden sie denken. Noch nie hier gesehen. Wieder in die Küche, die Kichererbsen umrühren, nicht anbrennen lassen. Da müssen mindestens noch zwanzig Teller drin sein. Meryem kommt mit dem Servierwagen, zwei Kisten Tomaten und eine Menge Eier drauf.

»Schlag bitte die Eier in eine Schüssel, pflück die Tomaten vom Strunk. Waschen und in Viertel schneiden. Umrühren kannst du nebenher. Aber nicht vergessen!« Und weg ist sie.

»Kein Problem. Mach ich«, versichere ich den Tomaten.

Immer mehr Menschen treffen ein. Bald stehen sie auch hinter der Theke, in der Küche. Ein Gemurmel, Gerede und Klagen, viele Tränen. Ob es Verletzte gab, kann ich nicht heraushören, aber alle trinken Kaffee, Tee, löffeln mit dem Brot den Eintopf leer, essen Omelette und Rührei, salzen Tomatenstücke, fallen über Oliven und mit Schafskäse gefüllte Peperoni her. Meryem schneidet Melonen und Pfirsiche für die Kinder, verteilt Datteln und dicke Tischdecken, um die Kleinsten darin einzuwickeln. Die Temperatur ist rapide gefallen. Nacht und Nässe. Der Backofen gibt Wärme ab an Mütter mit Söhnen und Töchtern, zwei Heizstrahler daneben und mit einem Mal klickt was in meinem Kopf.

»Sag mal, wo kommt eigentlich der Strom her?«

»Dieselgenerator in der Garage«, erwidert sie im Vorbeigehen, drei Teller Obstschnitze balancierend. »Stell bitte Wasser auf den Herd, einige Mütter wollen Milchpulver anrühren.«

»Kein Problem. Mach ich.« Für eine Sekunde starre ich ihr nach. Mein Leben war bisher reichlich beschränkt. Links und rechts Leitplanken bis fast an meine Schultern. Ich habe ganz offensichtlich eine Menge verpasst. Die Tante gibt mir einen Stups.

»Nicht einschlafen!«, sagt sie mit Nachdruck.

»Nein, keine Panik.« Aber ich habe Panik. Denn ich muss wieder weg von hier. Nicht in dieser Nacht. Aber bald. Es ist die richtige Zeit, die richtigen Menschen, aber nicht der richtige Ort. Noch einmal muss ich das Universum wechseln. Ich liebe, aber an der falschen Stelle.

Meryems Kopf liegt in meinem Schoß. Sie schläft. Vielleicht sogar tief und fest. Ich habe einige Stühle in Reihe gestellt, eine Lage Kissen ausgelegt. Als die Menschen gehen, nachsehen, was von ihrem Zuhause übrig geblieben ist, setzen wir uns und bald darauf döst sie ein, bekommt mehr und mehr Schlagseite. Ich lege ihre Beine hoch und hebe den Kopf auf meinen Schoß. Ab und zu schaut jemand herein, hebt

die Hand, sagt etwas. Ich lege den Finger auf die Lippen, dann sind wir wieder allein. Die Tante schläft auf einer Couch in der Garage. Der Generator ist ohne Diesel. Das Morgenlicht zeigt alle Verwüstungen. Das Meer ist voll von Trümmerstücken. Fischer haben mit ihrer Arbeit begonnen, allerdings sind es heute keine Fische. Polizei, Feuerwehr, Krankenwagen, das Handynetzt funktioniert im Modus ‚geht-gehtnicht-geht‘. Eine SMS habe ich an Friedrich aber schon abgesetzt.

Ave, Friedericus, morituri te salutant. Orkan über Konstantinopel. Lebe noch. Roman fast fertig. Werde versuchen, heute Abend ein Flugzeug nach Köln oder Düsseldorf zu bekommen. Gebe Bescheid. Sorge dich nicht, mein Freund.

Irgendwann wird die Nachricht durchgehen und mein Verleger nicht mehr auf glühenden Kohlen sitzen oder an den Fingernägeln nagen. Ich muss lachen. Losprusten. Leise. Meryems Kopf wackelt. Sie murrst. Ich lege die Hand auf ihre Wange, forme eine Linie mit allen Fingern, streiche über die Schläfe zur Stirn, den Nasenrücken hinab zur Oberlippe, als wären die Fingerkuppen bewegliche Kettenglieder. Der Spalt zwischen den Lippen, übers Kinn zum Hals, dann der Abzweig zum Ohr. Wie weich die Kante des Ohrs doch ist. Und so viele Haare, wild wie ein Brombeergestrüpp. Schwarz. Die Augenbrauen in Form gegossenes, schwarzes Blei. Gegen diese Schönheit kommt der graue Himmel nicht an, selbst die Kälte weicht zurück. Eine Gruppe Menschen zieht vorbei. Schweigend, nass, durchgefroren. Plastiktüten in der Hand. Seltsamerweise fällt Zeus mir ein, nun ein Stier, Europa auf seinem Rücken. Die Menschen und ihre Worte. Ich bin ein Teil von ihnen.

Ich habe wieder dauerhaften Empfang und buche einen Flug mit Turkish Airlines nach Düsseldorf. Heute Abend um kurz nach halb neun hebt die Maschine ab. Meryem diskutiert mit den beiden Alten, wer was wann erledigt. Einkaufen ist wichtig. Die Menschen müssen essen. Der Bürgermeister von Karaburun war hier, hat zwei Kaffee getrunken. Hotels sollen diejenigen aufnehmen, die kein Dach mehr über dem Kopf haben, die Saison ist sowieso vorbei. Restaurants sorgen für die Verpflegung. Meryem kann die Rechnungen ans Rathaus schicken. Er verspricht einen Handwerkertrupp, der beim Wiederaufbau helfen soll. Dann zieht er weiter und Meryem feuert die Fischer an, gibt ihnen die Einkaufsliste. Fischen wird schwer. Die

Trümmer könnten die Boote beschädigen. »Eine Menge Schäfer und Bauern geben einen Teil ihrer Tiere ab«, sagt sie und wir winken den beiden hinterher. »Kaffee?« Ich nicke. Sie weiß, dass ich gehen werde. Heute Nachmittag. Einchecken um 17 Uhr. Der Flughafen hat den Orkan recht unbeschadet überstanden. »Ich habe keine Zeit, dich zum Flughafen zu bringen. Du siehst ja was hier los ist. Zuerst muss ich mal zwei große Töpfe Eintopf aufsetzen. Reis habe ich noch ...«

»Mach dir keine Gedanken, Meryem. Alles ist in Ordnung.« Sie nickt, atmet ein paar Mal schwer.

»Du wirst gehen. Und ich werde bleiben. Nein, du musst gehen. Ich muss bleiben. Mein Platz ist hier.«

»Und mein Platz ist noch nicht gefunden.«

»Wird es noch irgendwo eine Maria geben?«

»Ganz sicher.« Zum ersten Mal sehe ich eine Träne in ihrem Augenwinkel.

»Ich habe keine Ahnung, was passiert oder passierte, warum du genau hier gelandet bist, was das für eine seltsame Geschichte ist ...« Langsam streiche ich die Träne von Meryems Nasenflügel. Es war nur eine. Lediglich der Glanz auf den braun-grünen Victoriablättern ist intensiver geworden. Darin kann ich mich sehen.

»Ich bin ebenso schlau oder unwissend wie du. Wie sollte jemand so etwas erklären? Aber das muss man auch nicht.«

»Liebst du mich, Heinrich?«

»Sehr.« Sie setzt die Tasse an, kippt den Kaffee in einem Zug, dreht sich weg und gießt ein Glas Raki hinterher. Dann stürmt sie in die Küche. Töpfe klappern. Ein Mann kommt herein mit zwei Kanistern.

»Diesel«, sagt er.

An den Abschied werde ich nicht denken. Der schwerste Abschied in meinem Leben? Ich weiß es nicht. Vielleicht der von Mutter an ihrer Beerdigung, gerade noch rechtzeitig aus dem Flugzeug, ins Taxi und direkt zum Südfriedhof. Der erste Spaten prasselte auf den Sarg, die Gesichter der Umstehenden misshütlich. Sohn kommt zu spät zur Beisetzung der eigenen Mutter. Was für eine Schlagzeile. Dieser Abschied war schwer, weil uns nun der Tod trennte, ich weder Worte noch Fragen an sie richten konnte. Keine Antworten mehr, wie all die Jahre zuvor auch. Aufwachsen mit

einer schweigenden Trinkerin. Eine Mutter, um sie zu meiden. Unbeantwortete Fragen mein halbes Leben, nun endgültig ohne Antwort. Mit im Grab versunken. Zudem war ich auf dem Weg zum Schriftsteller. Da stellen sich andere Probleme in den Weg. Mein Stil musste besser werden. Vergiss Romane über deinen Leidensweg, sagte ein Freund. Schreib Krimis! Lerne, wie man exzellente Exposés entwirft! Du musst eine Agentur finden! Aber vielleicht werde ich vom Lektorat ausgelacht? Träume von einem Verlag und mindestens einmal ein Buch am Stand der Buchmesse ausgelegt. Ich war zwanzig, da sagte Mutter, ich hätte Talent für Worte, aber kein Talent fürs Leben. Was trifft mich mehr? Der Abschied von einer ihr oder der Abschied von Meryem?

Kapitel 7 Nach Hause

Dreieinhalb Stunden Flugzeit nach Düsseldorf und unter uns schon Österreich. Kann ein Mensch zum Mörder, zur Mörderin werden, weil das Haus seines Lebens unvollständig ist? Weil der Keller fehlt? Eine Außenwand nicht gemauert ist? Das Dach löchrig? Aus der Jackentasche nehme ich das kleine Notizheft. Da hinein schreibe ich diese Fragen. Gut für einen nächsten Roman. Und ich sollte endlich meine Fragen an mich notieren. Nach vier Jahrzehnten wird es Zeit. Meryem hat recht, das Ende meines Weges ist nicht erreicht. Ich werde unvollständig bleiben, wenn ich diesem Pfad nicht folge.

»Was schreiben Sie da, junger Mann?«

»Wie?« Die alte Frau links von mir habe ich komplett ausgeblendet. In diesen kleinen Maschinen sitzt man wie Sardinen in der Büchse. Geheimnisse gibt es keine auf den benachbarten Plätzen. Sie spricht gutes Hochdeutsch. Vielleicht Hannover? »Fragen für meinen nächsten Roman.«

»Oho! Sie sind Schriftsteller?«

»Ja, ich denke, inzwischen kann ich das mit gutem Gewissen sagen.«

»Welches Genre?«

»Kriminalromane.«

Sie winkt ab. »Ach je, Kriminalromane ...« Im gedämpften Kabinenlicht muss ich mich auf ihr Gesicht konzentrieren, um Feinheiten zu erkennen. Es ist fast glatt, kaum Falten, kaum Alter, doch alt ist sie. Und sie ist auf jeden Fall keine von Marias Instanzen, was mich sehr beruhigt. Eine ganz normale, alte Frau.

»Sie mögen keine Krimis?«

»Nein, junger Mann. Ich hatte genug Krimi in meinem Leben.« Die Aussage unterstützt sie mit etwas gesenktem Kopf und einem Augenaufschlag, der mich schlucken lässt. Ich denke an die vielköpfige Hydra. Etwas lauert in ihr. Trotz oder gerade wegen des Alters. »Jetzt habe ich nur noch Enkel, um die ich mich kümmern möchte und einen, Sie verzeihen die Ausdrucksweise, missratenen Sohn.«

»Ein missratener Sohn macht noch keinen Krimi«, entgegne ich und klappe das Notizheft zu, stecke es in die Innentasche zurück.

»Er ist das Produkt eines Krimis«, erwidert sie trocken, räuspert sich und hebt die Hand. Recht zügig kommt eine Stewardess, fragt etwas auf Türkisch. Meine Nachbarin sieht mich an. »Auch einen Whiskey?«

Ich bin überrascht. »Gerne. Für mich einen doppelten, bitte.« Die Bestellung geht auf Türkisch raus. Die Stewardess nickt und verschwindet. »Hervorragendes Deutsch und wie ich das sehe, auch gutes Türkisch, oder?« Keine direkte Antwort, dafür sagt sie etwas, das klingt wie Russisch, dann einen Satz auf Schwedisch, wie ich meine und am Ende ist deutlich Hebräisch zu erkennen. Ich schürze die Lippen.

»Alle Achtung. Deutsch, Türkisch, Russisch? Schwedisch? Und Hebräisch. Ich bin beeindruckt.« Sie nickt.

»Das bringt der Lebenskrimi mit sich. Schreiben Sie lieber wichtige Romane«, ist ihre Empfehlung.

»Was sind denn wichtige Romane?«

»Sehen Sie sich die Welt an. Alles geht den Bach runter. Da gäbe es genug wichtige Themen, oder meinen Sie nicht?« Ihr Blick fixiert mich länger als mir lieb ist. Wie eine Art Tiefenanalyse.

»Die Welt lässt sich nicht von Büchern beeindrucken. Es wurden schon genug weise Worte geschrieben. Hat es funktioniert?« Sie holt tief Luft. Ich stelle mir vor, wie sie innerlich milde lächelt über meine Dummheit.

»Wir Menschen haben seit jeher nach dem Prinzip ‚*Drei Schritte vor und zwei zurück*‘ gehandelt. Die Masse der Ewiggestrigen ist ein stetes Auf und Ab. Im Moment ein Auf. Aber Sie müssen das Ganze sehen.« Das Ganze ... mir rutscht ein gehustetes Lachen raus. Das Ganze ...

»Ich ahne, dass die anrollende Klimakatastrophe Ihrem Ganzen den Garaus macht.«

»So«, sagt sie gedehnt und zieht beide Augenbrauen hoch. »Die Klimakatastrophe also! Und was tun Sie speziell dagegen? Mit dem Flugzeug durch die Gegend fliegen? Einen Krimi schreiben? Haben Sie Kinder?«

»Nein, keine Kinder, keine Freundin, keine Frau. Und Sie haben recht. Ich fliege. Nicht zu wenig. Aber wer bin ich schon? Noch nicht mal ein Sandkorn im Getriebe.« Sie winkt erneut ab. Der Whiskey kommt. Drei kleine Fläschchen, kaum was drin. Ausgerechnet Four Roses. Die Stewardess schenkt in Plastikbecher ein. Die Alte prostet mir zu. Four Roses. Mir schwant Übles. Da kann ich gleich Spiritus trinken. Wir

kippen es in einem Zug runter. Sie macht Ah und schmatzt, mir dreht sich der Magen um. Es brennt fürchterlich im Hals. »Mögen Sie das Zeug etwa?«, bringe ich röchelnd raus.

»Natürlich. Es muss brennen. Ansonsten hat man nicht gelebt«, stellt sie fest. Ich schaue aus dem Fenster. Wir drehen nach Norden ab. Lichter. Irgendeine mittelgroße Stadt unter uns. Aus der Hosentasche hole ich das Handy.

Ave, Friedericus. Düsseldorf Ankunft 20:34 Uhr. Abholen? Gruß. Four Roses.

Endlich Düsseldorf. Endlich Deutschland. Endlich am Ausgang des Terminals. Friedrich entdecke ich hundert Meter weiter, angelehnt an seinen mittelalten Volvo-Kombi, die Heckklappe geöffnet, um den kontrollierenden Sicherheitsleuten zu zeigen, dass er auf jemand wartet und nicht seine Zeit hier verplempert. Vor der Brust trägt er einen Pappkarton. *Herr Konstantin* steht drauf. Ich überquere die Straße und nähere mich von hinten, klopfe aufs Autodach.

»Sie müssen hier wegfahren!«, sage ich harsch.

Er dreht sich sofort um, Widerworte im Mund, dann frieren seine Gesichtszüge ein. »Arschloch«, ist seine Antwort. Er kommt ums Auto und sucht etwas. »Nur ne Umhängetasche? Wo ist dein Koffer?«

»Liegt im nassen Hotelzimmer in Karaburun.«

»Ach, der Orkan. Ist ja alles abgesoffen da unten. Erst monatelang furztrocken, dann Sintflut. Es gab schon Pilgergruppen, die auf dem Berg Ararat die Arche suchen. Hab ich gelesen.« Er redet Blödsinn. Das kann nur Blödsinn sein. Kopfschüttelnd gehe ich auf die Beifahrerseite und steige ein. Friedrich haut mit Wucht die Heckklappe zu. Ein komisches Geräusch. Dann noch einmal. Er steigt ein. »Sorry, schließt nicht mehr richtig.«

»Kauf dir ein neues Auto. Du hast genug Kohle.«

»Wer kauft sich schon ein neues Auto, wenn er genug Kohle hat? Außerdem will ich ein Elektroauto, aber meine Frau ist dagegen.«

»Wieso dagegen?«

»Sie meint, wir würden nach paar Metern stehenbleiben.« Ich seufze.

»Ja, die Reaktion kenne ich. Mehr als Seufzen ist nicht möglich.«

»Lass dich scheiden.«

»Wegen?«

»Dummheit.« Kopfnickend startet er den Wagen, schaut sich um und fährt los.

»Weiß nicht, ob das juristisch abgesichert ist. Nach der Scheidung hat sie meine Kohle, ich bin blank, muss den Verlag verkaufen und du verlierst den Verleger deines Vertrauens.«

»Da ist was dran.«

»Roman fertig?«, kommt er ohne Umschweife auf das, was ihn umtreibt. Verleger bleibt Verleger.

»Bin bei 90%. Aber ...«

»Nein! Was aber?«

»Lass mich ausreden.« Er greift so fest mit den Fäusten ums Lenkrad, dass die Knöchel weiß werden. »Die Story wird eine andere. Pass auf ...« Köln steht auf dem Schild vor uns. Friedrich setzt den Blinker. Ich erzähle die ganze Story. Stalkerin, lernt ihre Opfer kennen in der Nähe des gestalkten Schriftstellers, schiebt sie ihm unter, der wird verhaftet, lebenslänglich und sie sucht sich schon ne neue Berühmtheit, nimmt Kontakt mit dem Schriftsteller auf, er solle sich umbringen, tut der, was – wie wir wissen – bei den dummen Menschen als Schuldeingeständnis gilt. Polizei tappt im Dunkeln, weil diese Idee noch nicht geschrieben wurde, und somit nicht in der realen Welt existiert. Genau an diesem Plot hat der Schriftsteller geschrieben in seinem letzten Buch.« Ich sehe Friedrich von der Seite an. Stur auf der rechten Spur, konstant einhundert. Es arbeitet in ihm. Die Zähne kauen abwechselnd auf beiden Lippen. Dann haut er mit der flachen Hand auf die Konsole.

»Das könnte sogar mal ordentlich einschlagen!«

»Das denke ...«

»Da ist ja auch Stoff für nen Fortsetzungsroman drin! Verdammt! Ach was! Ne ganze Serie! Polizei nähert sich immer mehr dieser Stalkerin an!« Er streicht mit der Hand über einen imaginären Horizont, lächelt mich an.

»Guck auf die Straße, Friedrich.«

»Jaja, keine Panik. Hab alles im Griff.« Sein Finger wandert Richtung Autoradio, zieht ihn aber wieder zurück und räuspert sich. »Sag mal, das mit Kuala Lumpur habe ich noch nicht so ganz verstanden. Okay, du bist mit ner guten Idee

zurückgekommen. Kann ich akzeptieren, aber die ganze Kohle, die dafür draufgegangen ist. Musste das sein?«

»Musste sein. Ich bin durch mehrere Paralleluniversen, habe ein und dieselbe Frau getroffen, mich unsterblich verliebt, und genau DAS hat mich auf die Romanidee gebracht.«

»Aha! Also ein Akt der Kreativität.«

»So ist es.«

Kaarst zieht an uns vorbei, bald Neuss. Es hat angefangen zu regnen. Absolute Stille im Auto. Mir ist das recht, denn ich habe Schlaf nötig. Die Nachtstunden im Orkan fehlen mir. Warum Friedrich schweigt, ist mir rätselhaft. Eine gemeinsame Fahrt im Wagen nutzt er meist fürs Jammern. Die Druckerei macht so viel Ärger, neue Grafiker und Layouter, lernen nicht mehr richtig die drucktechnischen Grundbegriffe, dass Schriften wichtig sind, dass man nicht zu eng setzt, Laufweite und Kerning, Schusterjungen, alles muss man denen beibringen. Außerdem wird Papier immer teurer. Und die Deutschen wollen sich einfach nicht ans E-Book gewöhnen. Sie wollen nur Papier. Die Haptik! Man kann dann einwerfen, dass E-Books in Deutschland einfach zu teuer sind, da kann man sich gleich den Papierdruck kaufen, aber das Argument zieht bei Friedrich nicht. Dass E-Books in vielen Ländern absolut günstig sind, kann nicht für uns hier gelten, so seine Maxime. Das Land der Dichter und Denker, die Erben der Hochliteratur. Was immer auch mit Hochliteratur gemeint ist. Doch er schweigt. Kein Gemoser über seinen Assistenten, das Lektorat oder die Schule seiner Kinder. Mir ist das mehr als recht. Ich kann dösen.

Fluchen und heftiges Bremsen. Wir weichen irgendwas aus. Mit dem Kopf stoße ich an die Umlenkung des Gurts. Bei Volvo ist alles aus Stahl. Ich ziehe Luft durch die Zähne und reibe die Schläfe. »Tschuldigung«, sagt Friedrich. »Alte Leute sollten kein Auto mehr fahren. Schon gar nicht um die Uhrzeit auf der Autobahn. Das würde ich sofort unterbinden.«

»Viel jünger als alt bist du auch nicht.«

»Aber ich hab's im Griff.«

Das gibt eine kleine Beule. Sie beginnt schon zu wachsen.

»Wo sind wir?« Friedrich blinkt rechts. Er muss nichts sagen. Der Fernsehturm kommt ins Blickfeld. Kanalstraße. »Du kannst mich am Chlodwigplatz absetzen. Ich will noch essen und was zu trinken kaufen.«

»Du sollst nicht so viel trinken.«

»Ist gut, Papi.« Er legt ein breites Grinsen auf.

»Was denkst du, bis wann ist der erste Entwurf fertig?«

»Nächste Woche Freitag.«

»Gut. Ich nehme dich beim Wort.« Vor uns ist eine Menge Polizei. Mindestens sechs oder sieben Einsatzfahrzeuge, ein Rettungswagen, alles quer über die Kanalstraße. »Was zum Teufel ist da los?« Friedrich beugt sich nach vorne, kneift die Augen zusammen. Der Verkehr wird in die Venloer Straße umgeleitet. Viele Menschen vor der Moschee, Transparente, Fahnen. Irgendeine Demonstration.

»Was machen die da?«

»Du warst doch da unten unterwegs. Haste nicht mitbekommen? Naher Osten, Israel, Gaza, das Fass fliegt uns um die Ohren.«

»In dem Ausmaß hab ich's nicht mitbekommen. Eher links liegen lassen. Ich hatte andere Sorgen.« Friedrich schmalzt mit der Zunge.

»Heinrich, ehrlicherweise muss ich sagen, dass mir schon immer schleierhaft war, warum dich die Welt nicht interessiert. Okay, du schreibst, und das ziemlich gut, aber man lebt ja doch irgendwie auf diesem Planeten, da muss doch ein wenig Interesse für das Ganze vorhanden sein. Oder nicht?« Ein Motorradpolizist winkt uns auf die linke Spur, dann biegen wir in die Venloer Straße ein, aus der sie offenbar auf die Schnelle eine Einbahnstraße gemacht haben.

»Lass mich am Friesenplatz raus. Ich fahr mit der KVB.«

»Biste jetzt beleidigt oder was?«

»Nein. Absolut nicht. Ich brauch nur frische Luft. Ein wenig Köln atmen. Mich irgendwo in ein Restaurant setzen, in aller Ruhe was essen, das will ich jetzt.«

»Okay, so sei es.«

Mir ist schleierhaft, woher die ganzen Menschen kommen. Palästinensische Flaggen, Transparente, viele auf Arabisch, jemand verbrennt eine Israel-Fahne. Ist das Verbrennen von Hoheitszeichen nicht verboten? Ich weiß es nicht, aber es ist

eindeutig zu voll. Bürgersteige, Teile der Straße, der ganze Zug läuft Richtung Moschee. Auf dem Hohenzollernring ist es nicht besser. Nach hundert Metern entdecke ich ein Burger-Restaurant. Allerdings eines der gehobenen Klasse. Burger nach Länderart. Ich trete ein, kaum Gäste. Wie angenehm im Gegensatz zu den Massen draußen. Ein Mann bringt mich zu einem Tisch im Eck. »Sind Sie alleine? Kommt noch jemand?«

»Nein. Absolut alleine.« Stirnrunzelnd legt er die Karte auf den Tisch.

»Einen doppelten Southern Comfort, bitte.«

»Gerne.«

Er schwebt davon. So sieht es zumindest aus. Kaum Bodenkontakt. Vielleicht jobbt er nur hier und arbeitet sonst im Ballett. Der Peru-Burger auf der Karte sticht heraus. Quinoa-Bratlinge, zwei Stück, diverse Chili, geräuchert, Paprika, Käse, Salat, Xocolatl-Dip. Ein Monster von Burger und klingt interessant. Ich höre klingelnde Eiswürfel im Glas. Er wird doch nicht ...

»So, bitteschön.«

»Habe ich Eis bestellt?« Er sieht mich verdutzt an. »Und dann noch drei Würfel!«

»Sie wollten ohne Eis?«

»Immer.«

»Verzeihung.«

»Mein Fehler.« Ich packe das Glas, trinke es in einem Zug leer. »Jetzt einen Doppelten ohne Eis. Und den Peru-Burger, bitte.«

»Ja, eine gute Wahl.«

»Aber ohne Eis.«

Er lächelt gequält und schwebt Richtung Theke. Ich schließe die Augen und lehne den Kopf an die Wand. Sie ist kühl, ein wenig rau. Der Putz drückt in die Haut. Und jetzt kommt sicher Maria herein, setzt sich mir gegenüber, summt ihr Lied. Fragt, wie es geht. Stattdessen bekomme ich den zweiten Southern. Der Ober sagt nichts. Schließlich habe ich die Augen zu. Es duftet gut. Curry, Knoblauch, eindeutig Pfeffer. Burger nach Ländern benannt. Eine gute Idee. Gleich morgen früh gehe ich ins Reisebüro. Sie geht mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. Keine von ihnen. Der Pfad ist noch nicht an seinem Ende. Von draußen höre ich skandierende Menschen. Ich

verstehe nicht, was sie sagen oder wollen, aber es kann nichts mit Frieden zu tun haben. Frieden wird es mit uns Menschen nicht geben.

»So, einmal Peru-Burger.« Ich öffne die Augen. Der Anblick entschädigt mich für die letzten Stunden. Im Brötchen steckt die Fahne Perus.

»Guten Appetit, der Herr.«

Das Burger-Restaurant habe ich in die Liste meiner Favoriten für Essen und Trinken aufgenommen. Den Flyer daheim an die Korktafel im Flur geheftet. Dunkelheit hat mich empfangen, gestern Abend, kurz vor Mitternacht. Und hat sich trotz Licht in Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer nicht verzogen. Ich war die Dunkelheit. Schwärze auf zwei Beinen, einem wandernden Schwarzen Loch gleich durch die Wohnung getigert. Quittung fürs Taxi. War nichts mit der KVB. Das Taxi hat mein Heimkommen wesentlich erleichtert; nach den nicht wenigen doppelten Southern. Daheim. Zuhause. Drei Zimmer, 105 Quadratmeter Eigentumswohnung, Altbau, den Krieg ganz gut überstanden. Alteburger Straße, gleich ums Eck von Maternus- und Kurfürstenstraße. Nach hinten raus ein paar Bäume, die allerdings etwas die Lust verloren haben, obwohl die Menschen sie immer wieder gießen, aber gegen die zunehmende Trockenheit kommen sie mit dieser Größe, diesen enormen Kronen, nicht mehr an. Bin ich traurig? Vielleicht, aber warum denke ich jetzt an diese Bäume da drüben? Es ist kurz vor zehn Uhr, eine Tasse Kaffee steht auf dem Tisch, dazu drei Scheiben Knäckebrot. Knäckebrot übersteht auch eine längere Abwesenheit schadlos. Trockener kann es nicht mehr werden. Ich mag es mit Sesam, habe aber keinen Hunger. Nein, im Gegenteil. Mein Magen summt und brummt, es kribbelt, fußballspielende Ameisen. Noch eine Dusche, dann geht es zum Reisebüro. Irgendetwas wird dort passieren. Ich werde mich outen, komme was wolle. Oder vielleicht Maria als Dank zu einem Mittagessen einladen. Ich habe Angst.

Kapitel 8 Suche

Schallenberg Touristik am Chlodwigplatz. Was kann schon passieren? Esse ich doch noch etwas? In so einem Subway war ich noch nie. Ein Sub des Tages, 15 Zentimeter Salat, Hähnchen, Käse. Sollte ich mal probieren, aber ... nein, ich bekomme nichts runter. Stattdessen versuche ich gegenüber in der Scheibe etwas zu erkennen. Drei Modellflugzeuge, ein Kreuzfahrtschiff, Strand, Palmen, die schöne Welt. Geh rein und bedanke dich für den tollen Urlaub. Trotz der Terroranschläge, ja, natürlich können sie nichts dafür, liebe Maria, machen sie sich keine Gedanken. Ich werde das wiederholen. Das aufs Meer gebaute Hotel war perfekt, eine Perle in Südostasien, absolut freundliches Personal. Ja, ich möchte mich bei ihnen bedanken und sie vielleicht auf ein Mittagessen einladen. Natürlich nur, wenn es ihnen recht ist.

Ein kurzer Blick zum Severinstor. Wenn es doch nur die vielen Geschichten erzählen könnte, die an seinen Mauern haften. Aber es macht Mut, also gehe ich über den Platz, hinein in Schallenbergs Touristik-Geschäft. Vier Damen. Keine davon ist Maria. Natürlich, Mutterschutz. Kann ja gar nicht anders sein, ich Trottel. Ein älteres Paar bei einer der drei anderen Angestellten, Fragen nach den Hurtigruten, ob man auch bis ans Nordkap käme. Ich wähle direkt Marias Stellvertreterin. Sie lächelt mich an. Sabrina steht auf dem Namensschild.

»Hallo. Was kann ich für Sie tun?«

»Hallo, Sabrina.« Zügig setze ich mich, rutsche bis fast an die Tischkante und nicke.
»Zuerst mal ein Dankeschön für das tolle Hotel in Kuala Lumpur.«

»Oh«, sagt sie gedehnt und zieht die Augenbrauen hoch. »Ja, das ist eine Katastrophe. Ganz furchtbar. So viele Menschen sind gestorben ...«

»Nein, nein, das meine ich nicht, das war nicht ironisch gemeint.« Sabrina stutzt.
»Ich war in Port Dickson in einem Hotel, das meinte ich. Ein tolles Hotel. Am Tag des Anschlags bin ich dann mit anderen Gästen nach Singapur gefahren und von dort zurückgefliegen.« Sabrina hebt den Kopf.

»Aha, ja, das freut uns, Sie wieder gesund hier zu sehen.« Ihre Mimik ist wirklich beeindruckend. Vier oder fünf Falten auf der Stirn, ein mächtiges Stirnrunzeln. »Und Sie haben hier gebucht? Geht es um eine Teilerstattung?«

»Nein, gar nicht«, winke ich ab. »Absolut nicht. Ich meine, das ist ja höhere Gewalt und insgesamt haben sich die Tage für mich doch gelohnt.«

»So?« Sabrinas Stirn hört mit dem Runzeln nicht auf.

»Ja, denn ohne ihre Kollegin, Maria heißt sie mit Vornamen, wäre ich nicht nach Kuala Lumpur gekommen, hätte nicht so eindruckliche Erlebnisse gehabt. Wie geht es ihr denn?«

»Wem?«

»Maria. Ihrer Kollegin. Ich nehme an, sie ist im Mutterschutz. Natürlich dürfen Sie nichts sagen, Datenschutz. Aber vielleicht können Sie ihr meine Glückwünsche ausrichten und ich würde gerne wieder eine Reise bei ihr buchen, wenn sie wieder arbeitet.« Sabrina starrt mich mit großen Augen an. Hübsche Augen, aber keinesfalls Marias braun-grüne Victoriablätter. Nach einem Moment geht ihr Blick zum Telefon, dann zu einer Kollegin rechts von uns. Die sieht mich an, als wäre ich Jack Torrance persönlich.

»Wie ist denn ihr Name, Herr ...«

»Konstantin, Heinrich Konstantin. Hier, bitte.« Aus der Innentasche ziehe ich Tickets, Hotelbuchung, groß der Name des Reisebüros oben drauf. Sabrina nimmt es an sich, tippt einiges in die Tastatur, zeigt den Stapel ihrer Kollegin, die tippt ebenfalls. Weiter zur nächsten Kollegin. Die steht auf und verschwindet in einem Hinterzimmer. Gleich darauf kommt sie mit einem jungen Mann zurück, der sich neben Sabrina stellt, die Hand auf ihrer Schulter.

»Schallenberg ist mein Name. Guten Tag, Herr Konstantin.« Mit den Augen auf dem Monitor fährt er fort. »Sie haben bei uns gebucht. Das steht hier.« Er sieht mich an. »Aber mit Personalkennzeichen 401, das ist die Kollegin, die hier vor ihnen sitzt. Sabrina. Eine Maria haben wir nicht.« Sein fragender Blick geht in die Runde. Alle schütteln den Kopf. »Vielleicht verwechseln Sie unsere Mitarbeiterin mit einer anderen Person. Waren Sie in noch einem anderen Reisebüro? Etwa in Kuala Lumpur?«

»Nein, nur im Hotel in Port Dickson. Das Taxi nach Singapur habe ich über die Rezeption bestellt, den Rest meist online oder am Schalter der Fluglinie.«

»Und möchten Sie eine Teilerstattung?« Er sieht mich herausfordernd an.

»Nein, Sie können ja nix dafür, dass ein paar Irre die halbe Stadt in die Luft jagen. Ich wollte nur Maria danken.« Er zieht viel Luft durch die Nase. Lippen fest zusammengepresst. Zuckt mit den Schultern.

»Es tut mir wirklich leid, wir haben keine Maria. Alle hier arbeiten schon seit Jahren für uns. Und die 401 beweist, dass Sabrina ihre Reise organisiert hat.«

»Aber ich kenne den Herrn nicht«, gibt Sabrina zu bedenken.

»Und ich kenne Sabrina nicht«, stelle ich fest. Schallenberg verdreht die Augen, ballt die rechte Faust. Dann wird er wieder Geschäftsmann.

»Werter Herr Konstantin, angesichts des erlebten Dramas in Malaysia und ihrer verständlicherweise überstürzten Abreise von dort, biete ich ihnen ein Alternativziel zu sehr vergünstigten Konditionen. Falls Sie also noch Resturlaub haben, empfehle ich die Karibik, Dominikanische Republik, zwei Wochen zum Mitarbeiterpreis. Wäre das was?« Ich stehe auf. Hier komme ich nicht weiter. Warum auch immer.

»Lassen Sie es gut sein, Herr Schallenberg. Ich habe genug Geld. Deswegen bin ich nicht hier. Meine Unterlagen, bitte.« Er gibt mir die Reiseunterlagen.

»Tut mir sehr leid«, sagt er und es ist klar, dass es ihm nicht leid tut. Wer hat schon gerne Spinner in seinem Geschäft, während andere Kunden Geld loswerden wollen.

»Wiedersehen«, sage ich.

Wieder draußen. Chlodwigplatz. Severinstor. Fahrräder, Menschen mit Einkaufstaschen. Telefonierende, Suchende, Touristen sogar, drei Japaner fotografieren alles. Die Tram kommt, bei Merzenich liegen Brezeln aller Art in der Auslage. Mit Sesam, Mohn, Kürbiskernen, Käse. Alles ist wie immer. Alles normal. Und doch habe ich in den letzten Wochen mit Menschen geredet, die es entweder nicht gibt oder mehrfach existieren. Wäre es jetzt an der Zeit, einen Neurologen aufzusuchen? Nur noch ein paar Tage, dann ist Deadline für den Roman. Den Termin nicht einzuhalten, würde bedeuten, dass Friedrich mich einen Kopf kürzer macht. Ich denke da an den Kinderbuchautor, der nach einem Kassenschlager nachliefern wollte, immerzu Termine nannte, bis Friedrich die Geduld verlor. In den Autorenverträgen mit ihm stehen solch unschöne Dinge drin, dass man bei vereinbarter Folgelieferung von x Büchern, die man versiebt, einen Teil des schon erhaltenen Honorars zurückzahlen muss. Das motiviert. Denn wir Schreibende geben natürlich auch gerne

Geld aus. Für so lästige Dinge wie Miete und Essen. Ein Schwall Brezelduft weht heran. Gerade frisch gebacken, nehme ich an und werde nicht widerstehen. Ich gehe hinein. Aus dem Ofen links entnimmt eine ältere Frau vier Bleche, kippt alles was darauf liegt in drei Bastkörbe. Sie schaut mich an.

»Zwei Käsebrezeln und zwei Sesambrezeln, bitte.«

Sie tütet die Bestellung mit der Zange ein. »Vorsicht, junger Mann. Is jewaltisch heiß. Dat macht sechs Euronen.« Bezahlen, bedanken, die Tüte nicht unten anfassen und wieder hinaus. Und jetzt? Was tun? Schreiben, Heinrich! Schreiben! Wie von selbst setzen sich die Füße in Bewegung. Ab in die Alteburger. Am Kiosk noch eine Flasche Southern Comfort mitnehmen, die der Besitzer auf meine Bitte besorgt. Einmal pro Woche erfolgt die Abholung. Zwar kostet mich die Flasche ein paar Euro mehr, aber er hat mich noch nie enttäuscht. Also in die Bonner Straße. Jeder Schritt ist Unruhe. Unentwegt sind meine Augen auf der Suche nach Maria. Hinter jeder Frau sehe ich die große Nase, die Victoriablätter. Aber nichts, nichts, nichts. Etwas greift nach mir, reißt an meiner Jacke und zieht ruckartig. Beinahe lasse ich die Tüte fallen, rudere mit dem linken Arm. »Sach ma!«, ruft jemand hinter mir. Ich sehe, was passiert ist. Es quietscht und ich starre einem Taxifahrer in die Augen. »Dat woor knapp!«, kommt die Stimme aus dem Off. Die Hand lässt meine Jacke los. Ich drehe mich. Ein Punk? Das gibt es noch? Lederjacke voller Aufkleber aus dem letzten Jahrhundert, rote Haare, aber schon deutliche Geheimratsecken. Ein in die Jahre gekommener Punk. Der Taxifahrer hupt und drückt aufs Pedal.

»Danke«, sage ich.

»Nit so vill an de Frauen denken. Dat is jefährlich.«

»Wem sagen Sie das.«

Er grinst und geht über die Straße. Ich hinter ihm her. Immerhin ist das hier ein Fußgängerüberweg. Hätte nicht ich hupen müssen statt des Taxifahrers? Autofahren ist mir ein Rätsel. Zu viel kann passieren.

Drei Minuten später öffne ich die Tür vom *Kölsche Jung*. Es riecht nach verschüttetem Bier, Peter macht zwei Lottoeinzahlungen fertig, sieht mich und grinst. »Aha! Der Urlauber. Wolltste nich vier Wochen weg sein? Der Vorrat wächst. Bin schon bei drei Flaschen. Ich muss Lagerkosten berechnen.«

»Okay. Sag mal, Peter, hast du schon mal den gleichen Menschen mehr als einmal getroffen, obwohl es nicht dieselbe Person war?«

»Wat?!«

»Schon gut. Vergiss es. Gib mir die Flaschen, drei Tüten geröstete Chili-Erdnüsse, zwei Pack Salzstangen, vier Tüten Chili-Chips.« Er nickt ohne den verwunderten Blick abzulegen. »Hast du 100 Plus?«, setze ich nach.

»100 Plus? Klar, hab ich das! Absolutes Muss-Getränk. Wie viel?«

»Zehn Dosen«, erwidere ich und hoffe, meine Überraschung gut zu verstecken. Wieso wusste ich bis vor Kuala Lumpur nichts von 100 Plus? Irgendein Kiosk in der Bonner Straße in Köln hat das Zeug und der Besitzer sagt, dass es ein absolutes Muss-Getränk ist. Als würde er es schon seit Jahren kennen und verkaufen.

»Zehn Dosen?! Bist aber auf den Geschmack gekommen, was?«

»Eher auf den Hund.« Er lacht, haut auf die Theke und packt alles ein. Zwei große Stofftaschen. *Köln spart Wasser!*, steht drauf. Das wüsste ich aber.

Wieder daheim. Es ist ruhig. Nichts zu hören. Alle Nachbarn leben still in den Tag hinein. Das ältere Ehepaar unten, der junge Professor oben. Die ersten beiden Gläser Southern haben die Kugel aus Schmerz und Sehnsucht nicht aufgelöst. Meine Güte! So heftiges Verliebtsein in etwas, dass offenbar nur in meiner Fantasie existiert ... wie kann das sein? Aber das Brennen in meinem Bauch treibt mich an die Tastatur. Der Schriftsteller sitzt in Untersuchungshaft, alle Indizien sprechen gegen ihn. Einfaches Spiel für die Ermittler. Da sitzt der Autor und weiß nicht, was er sagen kann, antworten soll. Weinend auf den Stühlen der vernehmenden Polizisten, weinend auf der harten Bank der Zelle im Untersuchungsgericht. Er weiß nicht, was in und mit seinem Leben geschieht. Die Einsamkeit packt ihn an der Kehle. Meinen Protagonisten und auch mich. Speichern und aufstehen. Ans Fenster gehen. Nur Menschen. Die ewig gleichen, bilde ich mir ein. Wie könnte ich nach Maria suchen? Ich bin kein IT-Freak, kann keinen Suchalgorithmus aufs Netz loslassen, um nach den bekannten Parametern zu suchen. Noch ein Glas vom köstlichen Southern und dann ein 100 Plus. Energie für mein Leben. Ich grinse gegen den Vorhang.

Endlich der angekündigte Freitag. Morgens um halb acht. Ich kann ein Ausbund an Disziplin sein, wenn der Plot eine Eingebung ist und ich der beste Freund meiner Protagonisten. Darüber vergesse ich die Welt. Kein einziges Mal kam Kuala Lumpur in diesen Tagen vor. Kein Naher Osten. Keine Ukraine. Keine Nachrichten. Die Welt ist mir egal. Ich kann sie nicht ändern und will das auch nicht. Dafür werde ich die leeren Flaschen in eine Einkaufsbox stellen und nach unten bringen. Gleich nach dem ich den Entwurf an Friedrich gesendet habe. Den Titel habe ich entfernt. Dafür ist Friedrichs Marketing-Abteilung verantwortlich. Gängige Phrase, möglichst nur ein Wort. Ausgedacht für die Auslagen der Buchhändler. Der neue Krimi von ... und so weiter. BÄM! Ein Wahnsinnstitel, dazu ein passendes Bild. Nicht zu düster. Die Leute wollen kein düster in solch düsteren Zeiten. Aber Blut und Violinbögen, die auf ihren Nerven spielen. Ich bin sicher, sie werden meine Stalkerin mögen, mit ihr leiden, fühlen und morden. Sind wir ehrlich: wir stehen gern am Rande unserer eigenen Abgründe, um den Kitzel zu genießen. Ist dann der Kitzel real geworden, wissen wir nicht, wie man ihn beenden kann. Das Sterben geht los. Die kollektive Dummheit ist enorm, wiegt schwerer als die Gravitation der Sonne. Da hinein lassen sich gute Kriminalromane platzieren. Den Mauszeiger auf Senden und klicken. Das war's. Alles in allem 468 Standardseiten. Mehr als genug. Ich lehne mich zurück, atme tief durch. Frühstücken kann nicht schaden. Zur Feier des Tages vielleicht einer dieser Nationen-Burger. Aber erst die Flaschen nach unten tragen.

Die 15 kommt, hält auf den Punkt. Ich habe das Monatsticket vergessen, einen Einzelfahrschein gezogen und wundere mich über die gesalzenen Preise. Immerhin ist der Berufsverkehr durch und es ist genug Platz. Das Grummeln im Magen ist nicht zu überhören. Einen Peru-Burger werde ich nicht essen, vielleicht gibt es Japan oder Korea. Etwas mit Fisch, darauf hätte ich jetzt Appetit. Friedrichs Lektorat wird gerade die Mails durchsehen, mein Werk finden. Jeden Moment wird das Handy vibrieren. Ignoriere es, Heinrich! Zappeln lassen. Erst ein gutes Frühstück, zwei Kaffee, zum Abschluss einen Southern oder gar einen Glengoyne. Ulrepforte, sagt die Stimme im Lautsprecher. Zwei junge Frauen steigen vorne ein. Eine davon hat eine große Nase. Mein Puls vollführt einen Stabhochsprung, reißt aber die Latte. Es ist nicht Maria.

Absolut nicht. Nur ein verlorener Blick, der mich nicht sieht, kleine, schwarze Augen, die sich an nichts festhalten.

Ich sehe wieder aus dem Fenster. Vor dem Herbst kommt seit ein paar Jahren die Trockenheit. Die Blätter werden von den Rändern braun, nicht mehr vom Blattansatz. Überall fehlt Wasser. Das Leben unter unseren Füßen trocknet aus. Aber wem sollte ich das sagen? In wessen Ohr könnte ich das rufen? Da ist niemand. Die Idee mit einem Krimi und der Klimakatastrophe schiebt sich erneut in mein Jetzt. Darüber kann ich nachdenken. Und ich muss mit Friedrich darüber reden. Schließlich ist er der Herr meiner nächsten Produkte. Vertrag ist Vertrag.

Ob Maria an die Zukunft dachte, als sie sich entschied, ein Kind zu bekommen? Könnte ich sie nur fragen. Das Handy summt. Friedrich. Die Herz Jesu-Kirche ist zu sehen, Zülpicher Platz, zwei Taxifahrer streiten und mich trifft ein Blitz. Ein Gedanke, eine Erinnerung.

Ich bin oft in diesem Café. Es ist erstklassig. In einer halben Stunde ist alles erledigt.

Das hat Maria gesagt. Genau das. Das Café gegenüber. Jetzt fange ich doch tatsächlich an zu zittern. Kein Frost draußen, nur leichte Bewölkung. Weite blaue Himmelsflächen. Herbstlicht. Ich muss in das Café. Essen und dann nichts wie hin. Das Handy vibriert immer noch. Ich gehe ran.

Friedrich sagte, er würde das Manuskript nach Hause mitnehmen, übers Wochenende lesen und mich am Montagmorgen anrufen. Bei Nichtgefallen könnte ich mich schon mal auf was gefasst machen. Ja sagen, nicken, auflegen. Den Japan-Burger habe ich wieder vergessen. Touristen aus Japan sollten ihn meiden. Es geht nichts über Peru. Außerdem bin ich endlich wieder am Chlodwigplatz. Nichts wie raus, über die Straße und ab ins Café. Der Platz auf dem ich damals saß, ist frei. Überhaupt ist sehr wenig los. Freie Sicht auf die Tür. Ich lasse mir einen Milchkaffee bringen und ziehe das Notizheft aus der Innentasche. Klimaaktivisten die einen Konzernchef um die Ecke bringen? Sehr banal. Da muss es einen besseren Plot geben. Sohn des Konzernchefs macht mit? Nein, die Gettys, das hatten wir schon. Die Tür geht auf. Nur der Briefträger. Aber Konzernchefin, fossile Basis, plant heimlich

den totalen Umbau der Holding auf Erneuerbare Energien, Recyclingprodukte, stößt auf Widerstand der Ewiggestrigen und lässt sie beseitigen. Da stimmt die Ethik. Jeden Tag eine gute Tat, sozusagen. Tochter der Chefin, die ihre Mutter dafür abgöttisch liebt und sie unterstützt, kommt dahinter und steckt jetzt in einem moralischen Dilemma. Ein Fossilkonzern, der sich für eine Zukunft aller entscheidet, aber das nur durchbringt, wenn die Ewiggestrigen aus dem Weg geräumt sind. Mord gegen Gemeinwohl und deswegen ist die Motivlage für die Polizei klar; Klimaterroristen, wer sonst? Ich trinke den Milchkaffee in einem Zug aus und beginne mit den Notizen. Die Tür geht auf. Touristen, ganz eindeutig. Maria, komm!

Nichts. Keine Maria. Es ist kurz nach neun Uhr am Abend. Mit einem Baby im Haushalt sollte man um diese Uhrzeit nicht mehr ausgehen. Ich zahle und gehe. Draußen ist es fast wie im Frühling. Ein lauer Westwind. Die Menschen sind unterwegs, sogar T-Shirts sind zu sehen, kurze Hosen, Kleider, Eis in Bechern, in Hörnchen, das muss ein Abend im Mai sein. Die Stimmung passt, um eine Kneipe aufzusuchen. Langsam schlendere ich den Ubierring entlang Richtung Rhein, biege in die Bottmühle ein und betrete *Die Schänke*. Voll, aber zum aushalten. Am rechten Ende der Theke ist ein Barhocker frei, auf dem ich Platz nehme.

»Kölsch?«

»Okay. Gib mir eins. Und einen Glengoyne, bitte, doppelt und ohne Eis.«

»Kütt sofort.«

Er zapft, greift nach dem Scotch im obersten Regal, schenkt großzügig ein, macht einen Strich auf den Deckel, schreibt Glen mit Strich daneben und nickt. Offenbar geht er davon aus, dass es nicht nur ein Scotch wird. Meryem fällt mir ein. Ihre Frage nach meinem Trinken. Der Menge des Trinkens. Ich kippe das Kölsch in mich hinein. Nullkommazwei, ein Zug und weg. Da ist nicht viel zu merken, außer dass die Blase sich bald melden wird. Meryem ... wie es ihr wohl geht? Ich schätze, gut. Sie ist eine starke Persönlichkeit. Ganz wie ich es mag. Wie nicht wenige Charaktere in meinen Romanen. Mir ist ein Rätsel, warum ich nicht bei ihr geblieben bin. Wegen der leisen Stimme in meinem Bauch? Dass der Pfad dort noch nicht zu Ende ist?

»Liebeskummer?«

»Wie?« Der Kerl links von mir. Zwei aufeinandergestellte Regentonnen könnten nicht größer sein. Ein Kopf groß wie ein Blumenkübel, Hände oder Klodeckel? In einer davon hat er ein volles Schnapsglas, kaum zu sehen.

»Liebeskummer stimmt, ja, aber die Angebetete weiß nicht mal, dass ich sie liebe.«

»Oha«, sagt er, kippt den Schnaps, als würde er einen Fingerhut leeren. »Wenn sie nix davon weiß, wieso sagst du es ihr dann nicht einfach?«

»Weil ich sie noch nicht getroffen habe. Im Moment hoffe ich, sie zu entdecken.« Er weicht ein paar Zentimeter zurück. Seine Augenbrauen erinnern mich an ein Foto, auf dem Leonid Breschnew für irgendeinen Parteikongress der KPdSU abgelichtet wurde. Kaum was von den Augen zu sehen unter den Buschreihen.

»Auch einen Glengoyne?«, frage ich. Er reibt den Zeigefinger unter der Nase entlang. Baumstamm streift Abgründe. So würde ich es beschreiben.

»Was ist das?«

»Schottischer Single-Malt. Vom Feinsten. Wer es nicht getrunken hat, dem fehlt etwas in seinem Leben.«

»Na gut, wenn du das sagst ...«

Ich trinke zügig aus, hebe das Glas und zeige zwei Finger. »Doppelte?«, will der Mann hinter der Theke wissen. Ich nicke. Der Große grübelt. Sitzt hier ein Irrer? Warum sollte ihm das Angst machen? Mit einem Schlag könnte er mich vermutlich ins Jenseits befördern. Zwei Gläser kommen, zwei Striche auf meinen Deckel. Ich nehme meines und proste dem Großen zu. Zögerlich nimmt er den Scotch, riecht daran und runzelt die Stirn. »Nicht so zögerlich. Runter damit!«

Das überzeugt ihn und wir leeren beide Gläser in einem Zug. Nicht wenige Sekunden starrt mein Nachbar an die Decke, die Wangen werden rot. Dann bringt er ein langgezogenes *Ah* heraus und schmatzt wie ein Baby, nachdem es Mutters Brust entrissen wurde. Vorsichtig stellt er das Glas auf die Theke. »Ui«, sagt er und nickt. »Das ist ja wie ein Zaubertrank.«

Ich muss grinsen. »Noch einen?« Er nickt ausgiebig. Also zwei neue Glengoyne. 21 Jahre steht auf der Flasche. Er wurde eingelagert, als ich mich mit dem Gedanken trug, eines Tages Romane zu schreiben.

»Erklär mir noch mal das mit dem Liebeskummer«, bittet er mit weicher Stimme. Sanft wie es zwei Regentonnen kaum sein können. Zwei Finger heben. Für diese Erklärung kann man nicht genug vom guten Zeug haben.

Als ich fertig bin ist die Flasche leer, der Wirt hat eine neue geöffnet. Meine letzte, sagte er. Bruno und ich haben auf die Freundschaft getrunken. Mein erster Bruno im Leben. Er hätte mich umarmen können; ich habe es kaum um seinen Oberarm geschafft. Seitdem denkt er über Maria, Maryam, Marianne, Mary und Meryem nach. Vielleicht sucht er noch die Lösung des Knotens, aber er wird scheitern. Zwei neue Doppelte kommen, Bruno hebt das Glas. Ich sehe ihn weinen. Dicke Tränen kullern. »Das ist aber eine ganz traurige Geschichte«, flüstert er an mein linkes Ohr gebeugt.

»Bis jetzt, ja«, gebe ich ihm recht. »Aber ich werde sie finden. Oder sie mich.«

»Meinst du? Aber wie soll das gehen? Wie ist das mit diesem Paralleldings?«

»Paralleluniversen.«

»Entschuldigung«, sagt er und macht große Augen. »Ich war nicht so gut in der Schule.«

»Das macht nichts, Bruno. Ist nicht wichtig. Du hast ein großes Herz. Was will man mehr?« Er grinst so breit, dass ein Spaten darin Platz fände. Dann stellt er das Glas aufs Holz und umarmt mich. So muss es sich in einem Schraubstock anfühlen.

»Bruno ... ich krieg keine Luft ...« Er lässt sofort los.

»Trinken wir noch einen, Heinrich?«

»Gerne.«

»Du verträgst aber einiges«, meint er und legt den Kopf auf die Theke. Sofort ist es still. Die Augen zu. Gleichmäßiges Atmen. Das Baby schläft. Ich suche Augenkontakt zum Wirt. Der kommt, rüttelt Brunos Schulter.

»Wir sollten ihn nach Hause bringen, oder?«, ist mein Vorschlag. Etwas unbedacht. Der Wirt kneift ein Auge zu.

»Soll ich den Abschleppdienst holen? Er wird wieder aufwachen. Die Nachtschicht regelt das. Ist nicht das erste Mal.«

»Dann gib mir noch einen letzten Doppelten.«

»Kommt gleich.«

Ibuprofen sind ausgegangen, aber Paracetamol habe ich noch einen Blister gefunden. Drei Vierhunderter sollten helfen. Ich habe gelesen, das zerstört auf Dauer innere Organe. Daraus könnte ich auch einen Krimi machen. Mal irgendwann. Heute Morgen werde ich mich schonen. Was mich lächeln lässt, trotz des Schädelbrummens, denn mein Leben ist nicht wirklich anstrengend. Der Nachrichtensprecher des Deutschlandfunks lässt uns wissen, dass die Lage im Nahen Osten verfahren ist. Nichts von der Ukraine oder Malaysia. Warum nicht? Unwichtig geworden? Die heranrollende Klimakatastrophe ist unterm Teppich verschwunden. Es geht den meisten Menschen wohl wie der Polizei in meinem Roman, sie können sich das Ausmaß nicht vorstellen, weil es zu komplex, zu unübersichtlich, zu ausladend ist. Ein weites Land und alle sind froh, dass es für sie nur ein kleines Stück Rasen mit Eigenheim gibt. Der Rest passiert woanders. Die Fäden dieser Komplexität geraten schnell außer Sichtweite. Nehmen erst außerhalb des Denkens dramatische Geometrien an. Und so wird vermutet und das Naheliegendste angenommen. Wie im Roman. Es kann ja nur der Schriftsteller sein. Schreibt einen Roman übers Morden und begeht die beschriebenen Morde selbst. Wer sonst? So einfach ist das Leben. Wäre es so einfach, hätte ich vielleicht schon eine Partnerin, Kinder und im Moment auf dem Rückweg von Kindergarten oder Schule. Ich müsste mich um Kindergeld und Versicherungen kümmern, Zahnarztbesuche und dort kleine Händchen halten, und – natürlich – der Turnverein. Sommerfest, Kuchenverkauf. Das alles ist außerhalb meiner Wohnungstür. Hier drin ist es still. Ich bin still. Der Börse geht es schlecht, sagt der Sprecher. Inflation und der ganze Kram. Lebe ich auf diesem Planeten? Das Festnetztelefon spielt Zappas *The Torture Never Stops*. Es wird Friedrich sein.

Wieder im Café. Glück gehabt. Wieder am selben Tisch. Ob dieser Platz eine Bedeutung hat im Gesamtspiel? In diesem Universum? Oder im jeweils gesuchten Paralleluniversum? Sie rauschen durch uns hindurch, transparent, auf anderen Frequenzen, wir bekommen nichts mit. Obwohl kein Teil dieser Parallelwelten, habe ich alle Marias gesehen. Warum? Es muss mit meinem Leben zu tun haben. Mit mir. Etwas ist schiefgegangen. Zwei Croissants, ein Milchkaffee, ein Glas Orangensaft.

»Bitteschön«, sagt die junge Frau.

»Vielen Dank. Sagen Sie, kommen die Leute vom Reisebüro gegenüber manchmal hier rein?« Sie macht ein nachdenkliches Gesicht und plustert die Wangen auf. Es erinnert mich an Dizzy Gillespie. Ungewöhnlich, diese Dehnfähigkeit. Langsam lässt sie die Luft entweichen.

»Puh! Ehrlich, da bin ich überfragt. Kenne ich überhaupt jemand von drüben?« Ich kann ihr die Frage nicht beantworten. Schulterzucken. »Da kann ich Ihnen nicht helfen. Tut mir leid.« Ein entschuldigendes Grinsen, dann ist sie weg. Was habe ich erwartet? Bei den Erwartungen fällt mir Friedrich ein. Seine habe ich zumindest mehr als erfüllt. Weit übertroffen, sagte er. Das nächste Mal wünscht er sich ein vorheriges Besprechen meiner Änderungspläne, aber in diesem Fall lässt er es noch mal durchgehen. Sehr großzügig. Es würde mit Sicherheit ein Gassenhauer, so seine Weissagung. Gassenhauer. Ist der Begriff nicht schon lange aus dem Duden verschwunden?, wollte ich wissen, was seine gute Laune nicht schmälerte. Es gäbe nächste Woche zwei Termine mit Kulturmagazinen, denen er Informationen über den neuen Roman hat zukommen lassen. Ich solle an diesen beiden Terminen möglichst sauber gekleidet und rasiert erscheinen. Das versprach ich.

Touristen mit kleinen Rucksäcken, Wanderstöcken und teuer aussehenden Schnürschuhen. Als gäbe es in Köln alpines Terrain. Vielleicht der Aufstieg im Dom. Ansonsten ist eher eine funktionierende Leber gefragt. So viele Menschen und in ihren Gesichtern sehe ich nichts von den Katastrophen der Welt. Sie lachen, erzählen, hauen sich auf die Schenkel oder schreiben still ein paar Postkarten, wischen durch eine schier endlose Liste von Handyaufnahmen, löschen, was mies aussieht und am Ende kommt das Selfie.

Croissants und Getränke sind verzehrt. Ich lese den Stadtanzeiger und warte. Was ist, wenn die Überschneidung der Paralleluniversen nur ein temporäres Ereignis war? Passiert einmal in tausend Jahren. Nun ist es vorbei und ich sitze hier vergeblich. Ist dann auch der Pfad an seinem Ende angelangt? Sackgasse? Bin ich selbst an ein Ende gekommen? Was ist da außerhalb des Schreibens? Eine Eigentumswohnung mit ein paar Möbeln. Zugegebenermaßen sehr schöne Möbel. Ein Konto bei der Sparkasse. Ausreichend gefüllt für ein angenehmes Leben. Nicht reich, aber sorgenlos was Essen, Krankenversicherung, Rente und Reisen betrifft. Ich falte den Stadtanzeiger

zusammen, lege ihn auf den Tisch. Essen, Krankenversicherung, Rente, Reisen. Das wiederhole ich drei Mal in Gedanken, schaue umher. Manche Gäste bemerken, dass mein Blick kurz auf ihnen verweilt. Sie haben Vergangenheit, ein Jetzt. Eine Zukunft. Ich habe mein Jetzt. Kurzenschlossen hebe ich einen Zwanziger in die Höhe, der Mann hinter der Theke nickt. Ich gehe hinaus, zur Haltestelle, steige in die nächste Bahn und an der Eifelstraße wieder aus. Keine zwei Minuten später kommt von der anderen Richtung die Zwölf. Der Himmel zieht sich zu. Könnte sein, dass meine Jacke zu dünn ist.

Die Fahrt ist ruhig. Häuser ziehen vorbei. Wohnung an Wohnung. Fenster an Fenster. Dann das Gleisdreieck zur Südbrücke, Gewerbegebiet, Autos, Menschen. Vorgebirgstor. Wir sind in Zollstock. Es wird trostloser, wie ich finde. Höninger Weg. Einige Hausbesitzer haben sich etwas Mühe gegeben mit den Farbanstrichen ihrer Mietshäuser. Zwei Tramlinien, damit ist die Straße voll. Ein großes Schild der Fortuna hängt im ersten Stock rechts, links Fahrräder ohne Felgen, alte Rahmen, immer noch angekettet, angepinkelt von Hunden. Und ein Haus mit Kölner Leitsprüchen auf der Außenwand. *Es ist, wie es ist. Es kommt, wie es kommt* und *Es ist noch immer gut gegangen*. Unvermittelt muss ich grinsen. Mir fällt auf, dass ich schon viele Jahre nicht mehr hier gefahren bin, seit Ewigkeiten nicht. Wir halten an der Herthastraße. Menschen rein, Menschen raus. Musik in Kopfhörern. Sehr laut. Ein bisschen Leben jetzt zu beiden Seiten. Paar Geschäfte, Kioske, Restaurants, hauptsächlich Restaurants. Und Kneipen. Von Kneipe zu Kneipe. Man kann sich das Leben ohne Kneipen gar nicht vorstellen. Ich hätte nicht zu geringe Lust, auszusteigen, um mir irgendwo einen doppelten Southern zu genehmigen.

Dann ein Buchladen. Ich fasse es nicht. Zwischen REWE, Norma, Lidl, Shisha, Sushi, Kebap und Wettbüro ein Buchladen. Zwei Menschen stehen vor den Auslagen. Sonderpreis für Bildbände. Lest!, denke ich. Es ist das Einzige, was euch vielleicht retten wird. Am Gottesweg ist ein großer Gemüseladen. Buntes Allerlei. Niemand steigt ein. Der Himmel hat sich zugezogen, das Hellgrau der Wolken wechselt langsam in ein regenverheißendes Dunkelgrau. Ich denke an Maria, an Meryem und kann den Tränen keinen Einhalt gebieten. Stirn an die Scheibe. Auf die Straße

konzentrieren. Es geht weiter. Zwanziger Jahre Architektur, Mietskasernen, gegenüber die Siebziger, ein Netto, dann über den Gürtel. Ich will umkehren. Nur raus hier, aber dann ... bleibe ich einfach sitzen. Die ersten Tropfen landen auf der Scheibe. Als ich aufblicke, geht es in die Kurve, wir werden langsamer. *Bitte aussteigen, Endstation Höninger Platz*, sagt die Stimme. Endlich angekommen. Nur leichter Nieselregen bis jetzt. Ich überquere die Straße und gehe auf das schmiedeeiserne Tor zu. Südfriedhof.

Ich weiß es ganz genau. Hier war das Grab. Zum Rondell, rechts, erster Querweg rechts und zweites Feld. Es ist ihr Grab. Es war ihr Grab. Fünfzehn Jahre lang. Nun liegt jemand anderes in der Erde. Immerhin steht da eine Bank. Abgeblätterte Farbe, aber bequem. Müller, Schmitz, Eschweiler, Voonrath, manche liegen länger als fünfzehn Jahre. Wer es sich leisten mag, kann das tun. Ich wollte es mir nicht leisten. Frau Maria Konstantin war mir das nicht wert. Jetzt hasse ich Mutters Namen.

»Junger Mann, helfen Sie mir bitte!« Eine Stimme, dünn wie Seidenpapier. Die alte Frau ist kaum größer als anderthalb Meter, gebeugt, einen enormen Strauß im Korb des Rollators.

»Kein Problem. Was soll ich machen?«

»Sie nehmen die Blumen aus dem Korb und halten meine Hand! Ich will mich hinsetzen.« Dünne Stimme, aber energisch. Der Strauß ist voluminös, weiße und rote Rosen. An die vierzig Stück. Ihre Hand ist klein, aber kräftig. Ich packe zu und sie bugsiert sich um den Rollator herum, schiebt ihn weg und lässt sich mit einem Ächzer auf die Bank fallen. Ihre Füße hebt es vom Boden und fast kippt sie an die Lehne. Ich halte sie. Ihr Blick ist starr nach vorne gerichtet, Kopf oben, das Kinn gerade. Es erinnert mich an eine Eiskunstläuferin. Langsam öffne ich die Hand. Sie ist stabil. Den Rollator parke ich neben der Bank.

»Soll ich die Blumen auf eines der Gräber legen?«

»Nein, sollen Sie nicht.«

»Okay.«

»Geben Sie mir eine Minute.« Ich nicke lieber und setze mich neben sie. Nicht zu dicht. Erwartungsvoll ziehe ich Luft in die Nase. Müssten die Rosen nicht betörend duften? Ich hebe die Nase an die Blüten. Nichts. Wie Lebensmittel aus den

Billigläden, Obst, Gemüse, nichts riecht mehr. Die Dinge haben offenbar ihren Duft verloren und den Menschen ist es nicht mehr wichtig. Was? Duft? Wusste ich gar nicht. Die Welt wird eindimensional.

»Und wegen was sind Sie hier, junger Mann?« Die Alte sieht mich an.

»Hier war das Grab meiner Mutter. Ist aber schon abgeräumt. Vor vier oder fünf Jahren war das, glaube ich.«

»So, glauben Sie?« Ich zucke mit der Schulter. »War ihnen das Grab ihrer Mutter nicht wichtig?« Ein paar Sekunden starre ich durch sie hindurch. Auf eine Person, die meiner Mutter ähnlich sieht. Im Nebel der Erinnerung. Scharf stellen klappt nicht. Ich weiß nicht mehr, wie Mutter aussieht.

»Nein, ehrlich gesagt, war mir das nicht wichtig.«

»War also nicht so toll mit ihnen beiden«, stellt sie harsch fest. Was für eine rigorose Stimme sie hat.

»Zu keiner Zeit.«

»Aber sie hat Sie geboren, oder?«

»Das bringt die menschliche Biologie mit sich.« Die Alte presst die Lippen aufeinander und schweigt. Ihr Strauß ist ziemlich schwer. Ich hebe ihn hoch. »Was passiert hiermit?« Sie hebt den Arm, die Hand, streckt einen Finger aus. Dicke Fingergelenke.

»Da ist ein Mülleimer. Werfen Sie die Blumen bitte hinein.« Ich habe mich verhört.

»Wie bitte?«

»Blumen in den Mülleimer!«, wiederholt sie und hustet nach.

»Also gut.« Keine zehn Meter entfernt ist ein großer Bottich für Grünabfall. Ich stehe auf, sehe nach, ob noch irgendwo Plastik an die Rosen geheftet ist. Nichts. Mit leichtem Schwung fliegen sie in die grüne Tonne, rollen ein Stück nach unten und bleiben zwischen Buchs und Eibe liegen. Vierzig Rosen. Gekauft, mit einem Lächeln übergeben, ab in den städtischen Grünabfall. Ich gehe die paar Schritte zurück. Ihr Blick ist starr auf ein bestimmtes Grab gerichtet. Schwer zu sagen, welches genau. Also setze ich mich und schweige. Leises, schnelles Atmen neben mir. Es hört sich an, als würden die Lungen nicht komplett gefüllt. Kurzatmig.

»Sie fragen gar nicht«, sagt sie nach einer Weile.

»Erzählen Sie, wenn Sie möchten. Ich höre zu.«

Ihren Blick kann ich an meiner Schläfe spüren. So was wie kühle Nadeln auf Wachshaut. Ich bin mir nicht sicher, wo Maria Konstantin lag. Im Grab von Schmitz oder von Eschweiler. Sie erzählt nicht.

»Bringen Sie mich zum Ausgang?«

»Kann ich machen.«

»Danke.«

Ich hole den Rollator. Es gibt eine Feststellbremse, Höhenverstellung der Griffe, Lenkräder, alles gummiert, man kann sich setzen und gemütlich was essen. Sehr komfortabel. Sie steht schon, als ich anrolle. Keine Ahnung, wie sie das gemacht hat. Zähes Leder, die Gute. Mit beiden Händen greift sie die Moosgummikappen, löst die Bremse. Langsam geht es Richtung Ausgang.

»Warum sind Sie dann hier, wenn alles so weit weg ist?«

»Ich weiß nicht«, gestehe ich.

»Sie wollten sehen, ob es nicht doch irgendeine Verbindung gibt, irgend etwas, an das man sich klammern kann.«

»Vielleicht.«

»Da ist nichts. Merken Sie sich das. Sehnsucht, Wunschdenken. Mehr nicht. Bleiben Sie weg!«

»Ich schätze, Sie haben recht.« Für einen Meter brauchen wir ewig. Immer noch nur wenige Tropfen. Hier und da. Zum Nass werden reicht es nicht.

»Woran ist ihre Mutter gestorben?«

»Alkohol, Einsamkeit.«

Die Alte brummelt etwas, nicht zu verstehen.

»Und ihr Vater?«

»Gibt es keinen«, presse ich heraus. »Sagte jedenfalls Mutter.« Sie bleibt stehen und schnauft ein paar Mal, zupft einen Faden von ihrer Jacke. Dann geht es weiter.

»Oma? Opa?« Sie ist neugierig. Kann kaum krabbeln, aber im Kopf noch hellwach, wie es scheint.

»Haben gesagt, mit einem ... einem Kind wie mir, braucht Mutter sich gar nicht blicken zu lassen.«

»Einem Kind wie Ihnen?«

Bei diesem Tempo sind wir morgen noch nicht am Tor. Ein Kind wie ich. Mit einem Kerl wie dir, kann ich mich nicht sehen lassen. Ich hasse Bastarde, sagt jemand hinter mir. Ich schaue mich um. Niemand da. Nur der Weg zu den Gräbern. »Maria hat einen Bastard bekommen«, sage ich und sehe hinauf zum Himmel.

»Für den Satz wären Sie vor drei Jahrhunderten auf dem Scheiterhaufen gelandet, junger Mann.«

»Mir recht.«

»Junger Mann, sie ziehen da ein Gebirge hinter sich her. Werden Sie es los, sonst sehe ich schwarz.« Ich nicke. Nicke und weine. Die Alte sieht mich an.

Wir sitzen im Taxi. Jammern Sie nicht und steigen Sie ein, hat die Alte gesagt. Es geht nach Bayenthal. Dort wohnt sie in einem Altenheim. Beim Aussteigen wirft sie mir einen Blick zu. Kühle Nadeln auf Wachshaut. Es blitzt in ihren Augen. Sie ist durch ein tiefes, dunkles Tal gewandert. Vierzig Rosen sind vielleicht vierzig Jahre? Vierzig Jahre in die Tonne. Alle 365 Tage zur Erinnerung. Mit einem Nicken geht sie. Der Taxifahrer schiebt den Rollator in den Eingang. Ich denke daran, zu warten, steige aber aus und gehe über die Bonner Straße zu Fuß nach Hause. Der Regen nimmt stetig zu, wird dichter, die Tropfen größer. Wind kommt auf. Keine Ahnung, was ich fühlen soll. Ich bin ein Steinbruch. Dauernd wird gesprengt, gebohrt, Fels abgetragen. Ein monströses Loch in Mutter Erde. Bald erreiche ich ein asiatisches Restaurant und gehe hinein, bestelle eine Flasche warmen Sake, vietnamesische Sommerrollen und lehne mich zurück.

Ich kann das. Und die Menschen sind begeistert. Interviews, Talkrunden, Lesungen, egal wo, wenn Menschen zuschauen, ein Publikum anwesend ist, dann bin ich ein anderer. Als gäbe es eine flexible Monitorwand um mich herum, auf der eine Karibik-Präsentation läuft. Die Leute sehen das, was ich ihnen zeigen will. Redegewandtheit, zuhören können, bedeutungsvoll nicken, andere ausreden lassen, das kommt immer gut an. Um ein Bild zu gebrauchen, würde ich mich als Litfaßsäule auf zwei Beinen bezeichnen. Niemand sieht, was drunter steckt. Vor allem, weil es niemanden gibt. Ich kann es mir leisten, zwei zu sein. In meiner Wohnung lebt die große Leere, draußen existiert der Schriftsteller, der Revolverheld mit den Worten. Friedrich ist

zufrieden. Solch ein werbewirksames Aushängeschild für so wenig Investition findet man nicht so oft. Diese beiden Interviewerinnen waren allerdings recht unvorbereitet, leicht ungebildet, was meine Präsenz noch wesentlich gesteigert hat. Ich schätze, in Friedrichs Ohren klingeln schon die Euros.

»Saubere Arbeit heute«, sagt Friedrich und beißt in den Peru-Burger. Auf beiden Seiten tropft und fällt alles mögliche auf den Teller.

»Du solltest kleine Bisse machen«, empfehle ich und schaue mich um. Er will etwas sagen, kauend, den Mund voll. Ich schüttele den Kopf. Der übliche Kellner kommt, bringt uns zwei Southern Comfort, schaut auf Friedrichs Teller. Beide Augenbrauen hochgezogen, dreht er sich und verschwindet. Aus meiner oberen Brötchenhälfte nehme ich die Kuba-Flagge raus. Wahrscheinlich haben sie in Kuba nicht so tolle Burger. Dafür einen exzellenten Rum. Zum Einstieg leere ich den Southern in einem Zug und beiße ins kubanische Konglomerat aus Brötchen, Jalapeños, Mais, Rindfleischklops, Paprika, roten Zwiebeln und Eisbergsalat. Auf jeder Schicht eine rote Sauce, die es in sich hat. Friedrich stößt auf. Immerhin mit geschlossenem Mund.

»Du trinkst zu viel, hat dir das schon mal jemand gesagt?«

Ich nicke. »Du.« Ein fantastischer Burger. Die Schärfe über der Schmerzgrenze, ich komme ins Schwitzen. Aus allen Poren quillt das Wasser. Zum Löschen habe ich einen indischen Joghurt-Drink ausgesucht. Mit Mango. Köstlich.

»Und mehr hast du nicht zu sagen?« Mit zusammengekniffenen Augen starrt er mich über den in beiden Händen gehaltenen Burger an. Die Sauce tropft zäh auf den Teller.

»Was soll ich noch mehr dazu sagen?«

»Würde dir das Schicksal dein Schreibtalent nehmen, könnte ich dich als meinen Presseemann einstellen. Du wärst unschlagbar. Aber du trinkst jedes Jahr mehr. Ich beobachte das schon lange. Das geht so nicht weiter.«

»Warum sollte ich mein Talent verlieren?« Friedrich zuckt mit den Schultern, macht eine Verlegenheitsgeste, dann beißt er mitten rein. Ich schließe die Augen, konzentriere mich auf meine schwitzende Stirn und hebe die Hand. Ich kann den Kellner kommen hören und beschließe, die Augen geschlossen zu halten. Friedrich schweigt.

»Kann ich noch etwas bringen?«

»Haben Sie Mescal?«

»Einen Gusano de Oro.«

»Mit Wurm, sehr schön. Dann einen Doppelten für mich, ohne Eis, und für meinen Freund eine Margherita.«

»Sehr gerne.« Er zieht ab, ich öffne die Augen. Friedrich starrt mich an. Ein weiterer Biss in Kubas Burger.

»Du legst es drauf an, was?« Ich will nicht mit vollem Mund reden, schlucke überstürzt und muss husten. Die Chilisaucе gräbt meinen Magen um.

»Friedrich, solange aus meinen Fingern etwas wie der letzte Roman rauskommt, von dem du sagst, er wäre ein Gassenhauer, verstehe ich nicht, was dein Problem ist?« Er legt Peru aus der Hand und kratzt seinen Hinterkopf. Sauce hängt in den Haarresten. Er ist manchmal ein Prolet und wirft mir das Trinken vor.

»Ich kann dir sagen, was mein Problem ist. Das Trinken. Ich habe so einige Autoren unter meinen Fittichen gehabt. Alle mit einem Durstproblem sind heute keine Autoren mehr. Sie sind Wracks und liegen im Eck. Das Problem mit diesem Durst ist, dass er nicht zu löschen ist.« Er stockt und macht eine Schnute, steckt die peruanische Fahne in den Stoff seines Jackettärmels. »Ich will, dass du in eine Klinik gehst und habe ...«

»In eine Klinik?« Die Getränke kommen. Dieses Mal hat er sich geschickt angeschlichen.

»Einen Mescal und eine Margherita, bitteschön.« Wir nicken gleichzeitig. Er bemerkt sein Unwillkommensein und verzieht sich umgehend.

»... und habe einen befreundeten Arzt in Bad Münstereifel angerufen. Er sagte zu, dir sofort einen Termin zu geben, auf Herz und Nieren zu prüfen, auch ob ...«

»Ob was?«

»Ob es psychische Probleme gibt.« Ich lege Kuba auf den Teller, greife zum Mescal, hebe das Glas unter die Nase und rieche ausgiebig dran. Ein feiner Duft. Weich mit herber Note. Auf Friedrichs Stirn bilden sich zwei Zornesfalten. Ein großer Schluck und der Mescal ist in meinem Magen, tanzt dort mit den Chili einen Samba. Der Hunger ist verflogen. Was denkt er, wer er ist? Der Papa, den ich nie hatte?

»Nenne mir jemand ohne psychische Probleme«, erwidere ich ruhig und drehe das Glas im Licht. »Du lässt dir von deiner Frau stets dieses und jenes verbieten. Gibst immer nach, steckst zurück bei Hobbys und Lebensfreuden. Das soll gesund sein?« Wenn es ein Beispiel für einen zerknirschten Gesichtsausdruck gibt, dann ist es Friedrichs Miene. Und doch ... ich beiße ein Stück Kuba ab. Und doch hat er recht. Jetzt schweigt er, schaut auf die Margherita. Das mit seiner Frau hat ihn sichtlich getroffen. Trifft aber zu. Friedrich gibt sich als echter Kerl; ohne seine Frau. Sie zu treffen, ist keine angenehme Angelegenheit. Ich beschließe, ihm alles zu erzählen.

»Hör zu, tut mir leid, dass ich das mit deiner Frau erwähnt habe. Das hatte hier nichts zu suchen.« Er schaut auf seine Hände, leicht glänzend vom Fett des Burgers. Mit der Serviette wischt er sich über den Mund. »Pass auf, Friedrich, jetzt kommt die Geschichte mit Maria. Und vielleicht mache ich einen Roman draus ...« Er lehnt sich zurück und trinkt einen großen Schluck seines Cocktails. Ich fange an. Alle Marias, jeden Moment, den ich als wichtig erachte. Bis zur Alten auf dem Friedhof. Ich glaube, er blinzelt nicht ein einziges Mal. So still und ruhig habe ich ihn bisher noch nie erlebt. Selbst als ich geendet habe, tut sich nichts. Keine Regung. Lediglich sein Blick wandert über den Tisch. »Dieser Maria hast du also den kompletten Plotwechsel zu verdanken. Und ich ... ich verdanke ihr mein Verliebtsein. Meine Sehnsucht nach einem Menschen, der an meiner Seite ist. Mein Wunsch, nicht mehr allein zu sein.« Er nickt unmerklich.

»Und sie heißt Maria, wie deine verhasste Mutter. Seltsam, oder?«

»Mehr als seltsam. Eine Wahrscheinlichkeit, von deren Zahlen ich keine Ahnung habe. Seltsam, dass alle Marias entweder schwanger, hochschwanger, ein verunfalltes Kind oder eine Fehlgeburt haben oder hatten. Und dass eine von ihnen sagte, sie hätte keine Ahnung, wer der Vater sei. Ich habe keine Ahnung, was gerade passiert.«

»Oder ob überhaupt noch was passiert«, fügt er an. Friedrich trinkt die Margherita leer und atmet tief ein, schaut mich an, die Lippen zusammengepresst. Hinter seiner Stirn arbeitet es deutlich. »Hast du niemals daran gedacht, deinen Vater zu suchen?«

»Nein.«

»Vielleicht war es ein One-Night-Stand und er weiß gar nichts von der Schwangerschaft deiner Mutter.«

»Vielleicht.« Ich esse Kuba auf und Friedrich kümmert sich um Peru. Näher als in diesen Minuten sind wir uns noch nie gewesen. Es ist nicht unangenehm.

Kapitel 9 Konjunktion

Ich bin jeden Tag im Café. Meist von acht Uhr bis abends. Das lässt mich schnell ein Stammgast werden. Alle wissen, was ich gerne trinke, esse, wo ich sitze. Die Zeitung liegt griffbereit. Und von den Touristen abgesehen, ist es recht ruhig. Das Schäumen der Milch zieht mich nicht selten in einen Dämmerzustand, offene Augen und doch abwesend. Ab und an nicke ich sogar ein. Hauptsächlich jedoch skizziere ich in meinem Notizheft einen neuen Roman. Es fällt mir sehr schwer, ein Grundgerüst zu erstellen, denn es wird kein Krimi, es wird keine Polizeiarbeit geben, keinen Mord. Verbrechen sind irgendwie linear beim Schreiben. Was ich skizziere liegt außerhalb meiner Schreiberfahrung. Das macht mich nervös, wirft mich auf einen Anfangszustand zurück, von dem ich annahm, ihn längst überwunden zu haben. Ich muss in meine Figuren hinein, tief in sie eintauchen. Fühlen, was sie fühlen. Das verändert die Dialoge auf eine bestimmte Weise. Sie werden lebenspraktischer, sind näher auf dem Pflaster des Bürgersteigs. Auch deshalb sitze ich hier. Um zu hören, was und wie geredet wird. Und ich muss eine Mutter werden, die ihr Kind täglich verstößt. Dabei will ich wissen, ob sie es auch innerlich verstoßen hat, aus ihrem Herzen, ihrer Seele – oder ob sie so einsam ist, dass Nähe für sie zu viel Schmerz bedeutet; egal, ob sie damit ein anderes Leben zerstört. An manchen Tagen sitze ich hier und kämpfe mit den Tränen, vergesse sogar Maria, ihre wundervolle Nase, die Victoriablätteraugen.

Ich folge Dir. So steht es in der Mail aus dem Lektorat. Das ist also Friedrichs Titel. Ob er dem Buch gerecht wird oder das Buch dem Titel, ich bin zwiegespalten. Leider hat Friedrich sich schon seit dem Anbeginn unserer Zusammenarbeit ausbedungen, die Titel auszuwählen. Ich glaube, er redet seiner Marketingabteilung gehörig ins Konzept. Er ist niemand, der die Fäden aus der Hand gibt. Ich würde so weit gehen, zu sagen, dass es mehr ein Thriller ist, denn ein Krimi. Vor allem mit diesem Titel, der viel Fantasie vorwegnimmt. Aber am Ende ist es mir egal. Vertrag ist Vertrag. Ich habe meinen Vorschuss. Alles, was jetzt kommt, ist Marketing. Also besser griffig als unauffällig. Die Vorabexemplare sind fertig und ich wurde gebeten, demnächst im *Satzbau* ein Kapitel zu lesen. Ungern, habe ich geantwortet, aber als Autor oder

Autorin ist man nicht immer Herr oder Frau übers eigene Leben. Das letzte Mal war ich im *Satzbau* vor zwei oder drei Jahren. Irgendjemand hatte aus einem der Handke-Werke gelesen. Dem wollte ich lauschen. Am Ende blieb mir nur festzustellen, dass ich in keinsten Weise ein Handke-Fan werden würde. Schlimm am damaligen Abend war jedoch die anschließende Diskussion. Natürlich kam das Thema Handke und Serbien auf. Ist ein Künstler an eine allgemeingültige Ethik gebunden? In anarchistischer Sponti-Manier besetzten ein Dutzend junge Frauen und Männer die Bühne, zündeten drei Handke-Bücher an, legten sie in Blecheimer und tanzten Ringelreihe um das ‚*Kulturfeuer*‘. Was wiederum von protestierenden Zuschauern als ‚*Bücherverbrennung*‘ und ‚*Nazismus*‘ deklariert wurde. Ein spannender Abend damals. In ein paar Tagen war ich also dran. Im Vorprogramm zwei Lyriker oder Lyrikerinnen, die aus ihrem Erstlingswerk lesen würden. Sieh es als Marketingmaßnahme, sagte Friedrich. Mir ist es recht. Ein letzter Blick. Alle Lichter aus in der Wohnung. Zeit für einen weiteren Tag im Café.

Der Satzbau ist ein ehemaliges Bistumsgebäude. Leerstand, Vorkaufsrecht der Stadt, renoviert und diversen Kulturvereinen zur Verfügung gestellt. Alle können den Lese- und Tagungssaal nutzen. Ganz im Trend ist der Putz von den Wänden geklopft und die roten Ziegelsteinwände sorgen mit entsprechender Beleuchtung für eine gemütliche, leicht apokalyptische Atmosphäre. Am Abend der Lesung komme ich zu spät und verpasse den Beginn. Als ich durch die Doppelschwingtür gehe, gleich links zur Buchtheke, sehe ich schon Friedrich, der den Blick nicht von seiner Armbanduhr bekommt. Uhrzeit kontrollieren, sich nach mir umdrehen, Uhrzeit kontrollieren. Ich würde das als eine Art Zwangsstörung diagnostizieren. Dann entdeckt er mich und fällt in sich zusammen. Ein Häufchen Elend an der Theke. Ich klopfe ihm die Schulter.

»Was ist, Friedrich? Bedenken wegen meiner Pünktlichkeit?«

»Immer«, sagt er. »Aber vor allem nach unserem Burgeressen. Eine innere Stimme flüstert mir andauernd, dass eine dauerhafte Psychotherapie angebracht wäre.«

»Schick deine Frau hin.« Ein händchenhaltendes Pärchen dreht sich gemeinsam um und blickt vorwurfsvoll. »Pst!« Wir nicken und ich deute mit dem Finger auf die Flasche Jack Daniels im oberen Regal. Die Frau hinterm Thekenholz greift hoch, streckt sich, bekommt die Flasche zu fassen und gießt ein. Nach einer Daumenbreite

setzt sie ab. Mit dem Zeigefinger klopfe ich sachte ans Glas. Sie kippt nach bis ich nicke. »Zahlst du?«, flüstere ich an Friedrichs Ohr. Er nickt ohne sich umzudrehen. Vorab ein kleiner Schluck. Die Barhocker sind mit Kunstleder bezogen und beim Draufsetzen presst es leise zischend die Luft heraus. Das Pärchen dreht augenblicklich die Köpfe. Ich mache eine Verlegenheitsgeste. Manche Menschen sind aber auch zu empfindlich. Vor allem, wenn es um Kultur geht.

Jedenfalls steht nicht Thomas Mann auf der Bühne und was ich so vom frei vortragenden Lyriker höre, klingt nach aufgeblasenem Wetterballon. Aus diversen Stilelementen zusammengetragene Versatzstücke. Was er gerade zitiert, heißt Dalis Uhrzeitschmelze. Er hat gleich nach der Nennung des Titels auf den Wortwitz hingewiesen. *Uhrzeit* und *Urzeit*. Bei einigen im Publikum ist der Groschen noch nicht gefallen. Langsam und mit geschlossenem Mund nachschmatzend, genieße ich den Bourbon. Man kann keinen Vergleich ziehen zwischen einem guten Bourbon und einem edlen Scotch. Beide haben ihre Berechtigung. Heute Abend ist Bourbon-Abend. Neben dem Glas liegt ein Flyer. Johannes Rödermann, so heißt der Bursche auf den Brettern, zitiert aus seinem Werk *Lyrik im Lebensbogen*. *Lyrik im Lebensbogen ... ich trinke leer und bedeute der Frau, mir nachzufüllen*. Dieses Mal einen Fingerbreit mehr. Ich muss warm werden für meinen Auftritt. Die Leute klatschen jetzt und Johannes verbeugt sich tief. Lange Haare hat er und die Haarspitzen schleifen über den Boden. Der Vorsitzende des Kulturvereins tritt hinter dem Vorhang hervor, bedankt sich klatschend, erzählt kurz, dass wir natürlich Herrn Rödermanns Buch jederzeit an der Buchtheke kaufen können. Abtritt. Ende Szene 1. Gut, dass ich schon sitze. Ein Haufen Menschen drängt sich zu uns, bestellt und Friedrich verschwindet. »Muss pinkeln«, raunt er mir zu. Jetzt noch mal dreißig Minuten für eine Nachwuchslyrikerin aus Gummersbach. Was die Menschen plappern, will ich nicht hören, stehe auf und gehe vor zur Bühne. Sie ist kniehoch und recht staubig an dieser Stelle. Ich setze mich. Hoffentlich hat Friedrich auch das Vorab-Exemplar dabei. Ansonsten zitiere ich aus Macbeth. Da werden mir noch einige Dialoge einfallen.

Der Chef vom Verein entdeckt mich, als sich die Stühle im Zuschauerraum wieder füllen. Er springt von der Bühne, setzt sich neben mich. »Konstantin, nicht wahr?«

»Ja.«

Er sieht an mir herunter. »Nix zum Lesen dabei?«

»Mein Verleger ist pinkeln. Ich hoffe, er lässt das Belegexemplar nicht auf der Toilette liegen.«

»Ich heiße Reiner mit ei. Komm mit nach hinten. Wir können hinterm Vorhang Platz nehmen.«

»Heinrich«, sage ich, stehe auf und folge ihm die kleine Treppe hoch, um den schweren Vorhang herum. Da steht neben einer zweiflügeligen Tür eine Couch an der Wand, zu beiden Seiten kleine Tische und je zwei Flaschen Jim Beam und Jack Daniels, dazu Afri Cola, Red Bull und Sinalco. »Hier gefällt es mir.«

»Nicht wahr?« Er grinst, hebt die Hand Richtung Couch. »Setz dich. Ich komme gleich. Muss noch die Dichterin holen.«

Die Couch, rot und mit schwerem, rauem Brokat bezogen, erinnert mich an eine Zappa-Platte. Ich nehme auf der linken Seite Platz, den Arm auf die breite, nach außen gebogene Lehne gelegt. Tief durchatmen. Nur ein Glas. Das fülle ich halbvoll mit Jack Daniels. Die Cola kann trinken, wer will. Bequem und gediegen, so muss Literatur sein. Manchmal. Ich hoffe, Friedrich findet mich und denkt nicht, ich wäre abgehauen. Reiners Stimme von links, Erklärungen. Nur dreißig Minuten, Zeit genau einhalten, lieber etwas weniger, wegen Beifall und so. Bücher liegen aus an der Buchtheke, zehn Prozent vom Erlös für die Zurverfügungstellung der Räumlichkeiten und so weiter. Auch die Kunst muss von etwas leben. Ich trinke die Hälfte der Hälfte und sehe über den Glasrand. Reiner grinst breit. Hinter ihm kommt ... Maria!

Jack Daniels läuft meinen Hals hinab aufs Hemd. Reiner macht große Augen, schüttelt den Kopf. Maria starrt auf ihr Manuskript. Sie sieht nichts. Ich setze ab und stehe auf. Wo ist die Toilette? Ist das Maria? Nein! Doch, die Nase, ja, vielleicht ... aber die Augen sind anders. Sie ist nicht so groß. Nein, nicht Maria! Aber irgendwie doch! Ich stehe auf, haste durch die Doppeltür, in einen Flur. Wo ist die verdammte Toilette?! Ein junger Kerl kommt von der anderen Seite, Friedrich im Schlepptau. Er sieht mein Hemd.

»Um Gottes willen! Dir ist nicht zu helfen!«

»Gib mir lieber dein Hemd«, erwidere ich.

»Mein Hemd? Aber ...«

»Mach! Den Bauch ersetze ich durch einatmen.«

»Bauch?« Er kratzt ausgiebig die Stirn, sieht aber ein, dass ich mit diesem Hemd nicht vor Publikum lesen kann, zieht Jackett und Hemd aus, steht in Schiesser-Doppelripp vor mir und verdreht die Augen.

»Wusste gar nicht, dass es die noch gibt«, sage ich. Der junge Kerl lehnt an der Wand und dreht sich eine Zigarette. Friedrich reicht mir das Hemd. Ich ziehe meines aus, seines an. »Fühlt sich aber gut an«, stelle ich fest. »Edler Stoff.«

»Englische Fabrikation. Extra geschneidert.« Ich mache eine anerkennende Geste und er reißt mir meines aus der Hand. »Ich mach das jetzt sauber«, sagt er und verschwindet. Der Junge zündet sich die Selbstgedrehte an, greift in seinen rückwärtigen Hosenbund und fördert ein Buch zutage.

»Hier. Hat mir ihr Freund gegeben vorhin. Wollte er nicht mit auf Klo nehmen.«

»Das beruhigt mich irgendwie.«

»Möchten Sie noch etwas essen? Oder knabbern?«

»Geröstete Erdnüsse mit Paprika?«

»Kein Problem. Wir haben alles. Hol ich sofort.« Er verschwindet. Ich bin allein. Maria oder doch nicht Maria? Zurück zur Couch. Reiner verlässt gerade die Bühne. Ich setze mich und sehe sie seitlich von hinten. Das Mikrofon viel zu hoch. Sie streckt sich, hebt das Manuskript hoch, stellt den rechten Fuß mal hier hin, mal dort hin. Ihr Puls wird Purzelbäume schlagen.

»Hallo, guten Abend«, sagt sie. Die Stimme zieht mich in ihren Bann. Von der ersten Sekunde an. »Ich bin die Katharina aus Gummersbach. Wisst ihr ja, wo das ist. Danke, dass ich hier sein darf, wirklich, ich freue mich ...« Sie nickt, hebt beide Schultern und räuspert sich. »Schreiben ist mein Leben. Ich wäre nicht mehr hier, würde ich nicht schreiben. Lasst mich euch davon erzählen.« Langsam tut sie einen Schritt zurück, schaut nach oben und tritt wieder ans Mikrofon. Ich schenke Jack Daniels ein. Eine große Schale Erdnüsse landet auf dem Tisch. »Danke«, flüstere ich. Geröstet mit Paprika. Nichts mehr kann schiefgehen.

»Neue Welt«, beginnt Katharina und dirigiert die kommenden Worte mit der linken Hand. »Keine Liebe / Kein Schmerz / Keine Erwartungen an irgendetwas / Steht nicht auf / kniet nieder vor Eurem Tod / Empfängt ihn / küsst ihn / er gibt Euch Freiheit / Hört nicht auf das Raunen hinter Euch / beachtet nicht das Blut vor Euch / Ihr sollt nicht empfinden / Ihr sollt nicht schreien / Nicht gebären Starke / mit ihren Schwächen / Nicht gebären Schwache / mit ihren Stärken / Sperrt sie ein / Gebt ihnen / keinen Tod.«

Sie schweigt, bewegt sich nicht. Schaut geradeaus. Absolute Stille im Saal. Dann blättert sie eine Seite weiter im Manuskript.

»Gegebenheiten«, fährt sie fort. »Ich sitze zwischen Tränen und Träumen / beobachte blaue Sonnen / zwischen großen Seifenblasen / Auf Ebenen mit gläsernen Pyramiden / Darin Menschen / lachen und trinken / weinen und töten / Abend und Morgen / gibt es nicht / Gewohnheiten abgeschafft / Ende der Vorstellung / Menschen fallen / in blaue Sonnen / werden Seifenblasen / zertrümmern.«

Ich trinke nicht, knabbere nicht. Ich atme nicht. Stattdessen schmettert eine Ramme Katharinas Worte in mein Hirn. Jeder Schlag eine Erschütterung. Was sie sagt, was sie geschrieben hat, ist außerhalb meines Denkens. Außerhalb meiner Erfahrung und doch ist es mitten ins Herz. Als wären ihre Worte und meine Leere aus ein und derselben Quelle, dem selben dunklen Abgrund. Niemand kann klatschen. Ganz klar. Alle sind gebannt und hören, wie Katharina das Leben von allen im Raum beschreibt.

»Vergehen«, sagt sie und hebt die Hand. »Und wieder / geht ein Stern nieder / ein Mond explodiert / Ich bin nicht extrem / Ich vergehe / Fuß vor Fuß / langsam / hole ich / die Sonnen / vom Himmel / Den Leerraum / fülle ich mit / Euch!«

Das Euch ruft sie laut und zeigt auf alle dort unten, dreht sich, zeigt auch auf mich. Woher weiß sie, dass ich hier sitze? Friedrich schleicht sich heran. Er setzt zum Sprechen an. Ich lege den Finger auf die Lippen und trete an sein Schienbein.

»Du weißt«, beginnt sie leise. »Du weißt / ich muss dich verlassen / Der Sommer erlaubt kein Glück / Er bringt nichts / nur sein eigenes Leben / Das der anderen erstickt darin / Wie unter einem kühlen Baum / dessen Schatten dich / zum

Schwitzen bringt / Wie der Vogel / der dir ein / stummes Lied singt / Wie der Fluss / dessen heißes Wasser / die Fische kocht / Jetzt weißt Du.«

Katharina lässt die Wort leise auslaufen und beugt sich mit dem Punkt vor. Neben das Mikrofon. Zu den Menschen. Bestimmt blickt sie allen einzeln in die Augen. Das ist fantastisch. Ich schwitze an den Händen, stelle ich fest. Nur wenige Worte waren bisher in der Lage, mich so zu erregen. Aitmatow hat das geschafft, Steinbeck hat das geschafft. Und jetzt Katharina. Friedrich lauscht.

»Es ist still«, flüstert Katharina. »Du / aschfahl im Sarg / Weißes Hemd / all die Jahre / Hass Liebe Nichts Warten / Musste das sein / Verloren ohne es / gekannt zu haben / Ich ein Stück / von Dir aber / Du keines von mir / Nebeneinander / so war unser Leben / Miteinander / kannten wir nicht / Füreinander / war ein Traum / Ohne den anderen / ist es nun.«

Ich stehe auf, gehe die paar Schritte zum Vorhang. Niemand soll die Tränen sehen. Niemand soll mich atmen hören. Wie Irrlichter schießen ihre Worte durch mich hindurch, reißen Stücke aus meinem Leib. Es tut weh.

»Objektiv«, fährt sie fort. »In dieser Welt / ohne Himmelblau / zwischen Worten aus Eis / knöchernen Gedanken / sind Menschen / in Augenhöhlen / klettern hinein heraus / krabbeln entlang / kahler Flächen / hinter Rippen / kratzen Seelenreste / von trockenen Herzen / hautlos fleischlos / körnig und rau / Leblos / fallen sie und / weinen nicht.«

Zurück zum Tisch. Ein großer Schluck Jack Daniels. Friedrich reagiert nicht. Er hört einfach zu. Katharina liest und liest, lebt die Worte, atmet die Worte, sie strömen aus dem kleinen Mund. Endlich befreit, so könnte man meinen. Reiner kommt bald. Nach einem letzten Gedicht verbeugt sie sich. Es dauert. Dann brandet Beifall auf. Viel Beifall. Laute Rufe, von irgendjemand ein Danke! Sie verbeugt sich ein zweites Mal. Lächelt, stellt einen Fuß vor den anderen. Ist so schmal. So viel Dunkelheit in so wenig Mensch. Wie kann das sein? Mit dem Fuß stupse ich gegen Friedrichs Schuh. Er beugt sich zu mir.

»Wenn du diese Katharina nicht unter Vertrag nimmst, schreibe ich keine Bücher mehr für dich. Du wirst nichts mehr an mir verdienen.«

Er sieht mich an, durch mich hindurch. Es arbeitet in ihm. Ohne Widerrede nickt er und steht auf. Reiner bedankt sich beim Publikum, sagt, dass ein kleines Büchlein vorne neben der Theke läge und Katharina sich über ein zahlreiches Interesse freuen würde. Stühlerücken, Leute kommen auf die Bühne, umringen sie. Friedrich nickt entschlossen. Er hat angebissen. Das ist fast wie ein Hollywood-Schinken. Ich trockne die Tränen und nehme mein Buch in die Hand. Wie kann ich nur neben ihr bestehen? Zum ersten Mal in meinem Schriftstellerleben machen mir Worte Angst.

Ein Tisch ist aufgebaut, eine nach allen Seiten zu große, weiße Tischdecke. Wie ich es mag. Was ich nicht mag, ist, wenn mir das Publikum unterm Tisch durch auf den Schritt sehen kann; falls ich mich dort kratzen sollte. Was schon mal vorkommt. Es gibt eine Blumenvase mit Grünzeug drin, ein Mikrofon, das Vorab-Exemplar und mich. Ich erzähle, dass ursächlich ein ganz anderer Plot angedacht war, aber besondere Umstände haben zu einer Planänderung geführt. Dann lese ich das erste und zwei weitere Kapitel. Langsam, mit vielen Pausen. Wie ich es gewohnt bin, mir das Lesen schon vor Jahren zurechtgelegt habe. Betonung. Vor dem Ende eines Fragesatzes aufblicken, den Augenkontakt suchen, die Stimme heben. Vorlesen ist eine Kunst für sich. Gutes Vorlesen hält die Aufmerksamkeit der Zuhörer*innen hoch; wenn sie nicht gerade ADHS haben. Ich mag es, wenn Menschen lauschen, sich konzentrieren, manche mit geschlossenen Augen. Dann stelle ich mir vor, etwas passiert in ihnen, sie vergleichen meine Worte mit ihrer Fantasie, ihrem Erlebten. Oder es ist einfach nur spannend und alle können kaum erwarten, wie es weitergeht. Während ich lese, trinke ich nur Pfefferminztee. Keinen Alkohol. Einen Aussetzer möchte ich mir nicht leisten. Nach fast einer Stunde bin ich fertig, klappe langsam das Buch zu, lege es weg und trinke den inzwischen kalten Tee leer.

Es müssen etwa fünfzig Zuhörende sein. Sie klatschen gar nicht mal so wenig. »Bravo«, ruft Friedrich und steht auf. Er kann sehr peinlich sein. Niemand kennt ihn, so dass er sich ein gewisses Maß an Peinlichkeit erlauben kann. Fragen kommen. Wann das Buch erscheint, wie lange ich daran geschrieben habe, woher genau die Idee ... so gut es geht, antworte ich auf alles. Dann kommt Reiner, bedankt sich im Namen aller für den tollen Abend, für die Literatur. Es sei wieder mal bewiesen

worden, wie sehr wir Menschen Bücher brauchen. Da muss ich ihm nickend recht geben. Anschließend gehen wir zum Jack Daniels über. Ich zumindest. Friedrich jedenfalls ist zufrieden. Ich habe gut gelesen, meine Marketing-Pflichten erfüllt. Und an der Theke geht es locker zu. Manche trauen sich, stellen sich zu uns, fragen, was ihnen auf der Seele liegt. Zwei haben sogar ältere Romane dabei, die ich signieren soll, was ich gerne tue. Hinter dem Vorhang sehe ich Friedrich neben Katharina stehen. Sie schlägt die flache Hand vor den Mund, sackt ein paar Zentimeter in sich zusammen und springt meinem Verleger aus dem Stand um den Hals. Friedrich weiß nicht, wohin mit seinen Händen. Ich proste beiden ungesehen zu, trinke leer und ordere die nächste Füllung.

Per Mail bekomme ich das Manuskript, das Katharina Friedrich zugesandt hat. Schau mal drüber, bitte, schreibt er. Ich will einhundert dieser Prosa in einen kleinen Lyrikband übernehmen. Vielleicht habe ich noch eine Illustratorin, die ein paar Zeichnungen liefert. Meine Idee ist, so eine Art Edition herauszubringen. Ich drucke das Manuskript aus. Doppelseitig, stecke es in meine lederne Umhängetasche und mache mich auf den Weg Richtung Café. Es ist kalt, aber immerhin scheint die Sonne. Das Handy vibriert, gerade als ich den *Kölsche Jung* betrete, um Getränke zu bestellen. Es ist Friedrich. »Mail bekommen?«

»Sicher.«

»Und?«

»Du hattest die Hoffnung, in den letzten sechzig Minuten habe ich 248 Seiten gelesen und bewertet?« Kurzes Schweigen.

»Nicht wirklich. Das meinte ich auch nicht.«

»Was dann?«

»Wo bist du?«

»Einkaufen. Dann im Café am Chlodwigplatz. Zeitung lesen, Croissants essen und Milchkaffee trinken.«

»Das Café am Eck?«

»Ja.«

»Ich komme«, sagt er und legt auf. Ein paar Sekunden starre ich auf den hellen Schirm, dann sehe ich Peters geschäftiges Stirnrunzeln.

»Southern Comfort ist ausgegangen. Hab ich zwar nachbestellt, aber er kommt nicht bei. Soll ich was anderes einpacken?«

»Was ist mit Glengoyne?«

»Oha«, sagt er und tippt etwas in die Tastatur, dann nickt er zufrieden. »Kann ich 21 Jahre und 30 Jahre besorgen. Je eine Flasche.« Ich bin mir nicht sicher, richtig gehört zu haben.

»Hast du 30 Jahre gesagt?«

»Jap, aber ist nicht billig, das Schätzchen.«

»Ich nehme beide.« Peter grinst wie ein Honigkuchenpferd, klickt mit der Maus ein paar Mal.

»Ist bestellt. Kommt heute Nachmittag vom Großlager. Bringe ich dir gegen sechzehn Uhr vorbei, zusammen mit dem Rest deiner Bestellung.«

»Besten Dank, Peter.«

»Immer gerne.« Weiter geht es Richtung Chlodwigplatz und der Frage im Kopf, warum Friedrich unbedingt heute Morgen den Drang hat, mich zu sehen. Nur wegen des Manuskripts? Fürs Durcharbeiten werde ich ein paar Tage benötigen.

Es ist fast voll im Café und ich weiß nicht, warum. Mein Stammplatz ist besetzt, was mich ein wenig nervös macht. Die junge Kellnerin zeigt auf einen Platz am Fenster. Dort sind große Holzbänke anstatt einfacher Simse angebracht. Keine schlechte Idee, aber ich sitze ungern mit dem Rücken zu einem Fenster. Ich habe schon genug damit zu tun, zu beobachten, was vor mir passiert. Im Rücken habe ich keine Augen. Vielleicht ist wieder eine der vielen Messen in der Stadt und das hier ist Vertretervolk oder es gibt einen Studentenaufstand von dem ich nichts weiß. Gut möglich. Sogar der Stadtanzeiger ist unauffindbar. Aber egal. Croissants kommen, zusammen mit einem Milchkaffee. Das geschieht ganz automatisch, hat sich eingebürgert. Ich fühle mich trotz der vielen Menschen wohl, was mich wundert. Aus der Tasche ziehe ich das Manuskript und fange an zu lesen. Jedes der Worte zieht mich tiefer in eine stiller werdende Welt. Eine stimmenlose Welt. Alles verschwindet. Düfte und Geräusche. Nur ich und die Worte existieren. Eher umgekehrt. Die Worte sind die Welt und dulden mich. Ein Paralleluniversum. Ich begegne weder Maria noch Mary noch Meryem sondern steige ein paar Stufen tiefer hinab. In mich; und sehe Mutter.

Sie schläft auf der Couch. Der Fernseher läuft. Eine penetrante Stimme verkauft Pfannen, verspricht noch Zusatzartikel, wenn jemand bis neun Uhr anruft. Flaschen auf dem Wohnzimmertisch. Stehen oder liegen auf einer kaum sichtbaren Holzoberfläche, von der ich weiß, dass sie zerschlissen und alt ist, die ich aber so gut wie nie sehe vor lauter Müll. Ich werde mich hinausschleichen. Schule lasse ich ausfallen. Niemand da, den es interessiert. Andi werde ich am Kiosk treffen. Abhängen, flippern. Ein letzter Blick. Mutter hat ein Unterhemd an. Mehr nicht. So will ich sie nicht sehen, denke ich. So will ich meine Mutter nicht sehen. So möchte ich jemanden sehen, den ich liebe. Mutter liebe ich nicht. Aus der Bacardi-Flasche trinke ich den Rest und gehe.

Die Worte verschwimmen. Ich hätte sie in einer anderen Schrift formatieren sollen, größer. Times mit 12 Punkt ist nicht mehr wirklich aktuell. Katharinas Worte, kaum lesbar. Ich beuge mich vor, ein Schnürsenkel ist vielleicht offen. So vorgebeugt, wische ich die Tränen weg, ziehe die Nase hoch. Ich schaffe es kaum, aus meinem Keller emporzusteigen. Wie soll ich dieses Manuskript lesen und es überstehen?

»Was gefunden, da unten?«

Friedrich und hinter ihm ... Katharina, die sich im Café umsieht. Es ist nicht Maria. Keine Ahnung, was ich im Satzbau gesehen habe. »Schnürsenkel war offen«, erkläre ich.

»Du hast moderne Gummitreter an. Ich sehe keine Schnürsenkel.«

»Setzt euch«, sage ich, statt auf die Schnürsenkel etwas zu erwidern. Hat eh keinen Zweck. Ich habe den Verdacht, rot zu werden und lehne mich an den kühlen Putz der Fenstereinfassung. Friedrich deutet mit der Hand auf den Stuhl links von mir, setzt sich selbst neben mich, atmet tief ein und schließt für einen Moment die Augen.

»Was trinken wir?«, fragt er dann entschlossen, klopf mit den Fingerkuppen auf den Tisch. »Soeben habe ich mit Frau Bellinghausen einen Vertrag abgeschlossen. Zwei Lyrikbände mit Illustrationen, wir werden Lesetouren machen, die Feuilletons mit frischem Wind durchpusten, den Staub hinwegfegen, nicht wahr, Frau Bellinghausen?«

Frau Bellinghausen hat rote Wangen, das steht fest. Ihre Finger spielen Mikado unter der Tischplatte. Die Muskeln der Unterarme bewegen sich ruckartig. Sie hat so eine Art Kurzärmel-Pullover an aus einer flauschigen Wolle. Ein dunkles Orange. Die Ärmel hören kurz vor den Ellenbogen auf. Ein seltsames Kleidungsstück, das ich so noch nie gesehen habe. Vielleicht ist ihr die Wolle ausgegangen. Die Nase hat durchaus Größe. Und auch die Augen sind bei weitem nicht so groß. Schön und blau. Ein eisiges Blau, wie verwässert, aber keine Victoriablätter. Katharina Bellinghausen ist scheu. Vorsichtig. Sie ist aus einem hügeligen Waldland in eine brutzelnde und tobende Welt getreten, hat Worte der Einsamkeit und Trauer mitgebracht und mit der unnachahmlichen, sanften Stimme die Menschen in ihren Bann gezogen. Inklusive mich.

Was ich sehe, ist, dass sie anders ist. Anders denkt, anders fühlt, anders urteilt und anders lebt. Natürlich weiß ich es nicht, aber ich gehe jede Wette ein, dass sie nicht aus einem Paralleluniversum kommt. Sie IST das Paralleluniversum. Selbstvergessen nicke ich vor mich hin. Friedrich stupst mich an. »Was ist los, Wackeldackel? Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Nein.« Er hebt das Kinn in einer schnellen Bewegung, schaut Katharina an und lächelt verschmitzt.

»Heinrich hatte unlängst eine unheimliche Begegnung der Dritten Art, wissen Sie? Seither mache ich mir Sorgen.« Sie weiß nicht, was sie antworten soll. Überrumpelt von all dem hier, von einem Vertrag, dessen Text nur Kauderwelsch ist, von dem, was auf sie zukommt, Buchmesse, Interviews, das Telefon wird andauernd klingeln. Und mit dieser Lyrik im Gepäck könnte sie alles niederreißen. Sie aber schaut mich nur an, dann Friedrich.

»Was meinen Sie mit Unheimliche Begegnung der Dritten Art? Etwa den Film?« Friedrich nickt, steht auf und streckt sich.

»Ich geh mal für kleine Jungs und bringe was zu trinken mit. Was wollt ihr? Außer Whiskey, den gibt es heute nicht.«

»Einen Apfelschorle«, sagt Katharina.

»Für mich einen Milchkaffee, einen großen, bitte.« Er hebt die Hand und verschwindet. Die Finger unterm Tisch sind ständig in Bewegung.

»Beeindruckende Lyrik«, sage ich, um irgendetwas zu sagen.

»Danke.«

»Seit wann schreiben Sie schon?«

»Mit zehn habe ich angefangen.« Sie nickt ein paar Mal zur Bestätigung, als müsste sie sich vergewissern, dass es auch so war. »Und Sie?«

»Sagen Sie bitte Heinrich.«

»Okay. Ich bin Katharina.«

Mit Zehn angefangen? Wie alt ist sie eigentlich? »Ich bin noch vierzig, habe mit dreizehn angefangen zu schreiben«, lege ich vor, um zu erfahren, wie alt sie ist. Eine Schätzung ist mir nicht möglich. Sie könnte fünfundzwanzig sein oder fünfundvierzig. Beim genaueren Hinsehen, entdecke ich eine Asymmetrie. Linke und rechte Gesichtshälfte stimmen sehr deutlich nicht überein. Augenwinkel, Nasenflügel, Wangen, nur Kleinigkeiten, aber in der Summe ist es ... es ist wunderschön, fällt mir auf und ich räuspere mich lautstark.

»Man kann mich schwer schätzen«, beginnt sie, »aber ich bin schon zweiundvierzig.«

»Älter als ich. Dann wird's Zeit für einen Vertrag mit Friedrich.« Sie lächelt kurz, wird ernst und legt die Hände auf den Tisch. Klavierfinger, lang und schlank. Sehnen wie Hügelketten, die sich zum Unterarm ziehen, bei jeder Bewegung ein kleines Beben auf der Haut auslösen. Sie schreibt noch mit Füller oder Kuli, vermute ich.

»Erzähl mir von der unheimlichen Begegnung.«

Was hat sie gesagt? Warum? Will ich das? Aber in ihren Augen ist eine tiefe Ehrlichkeit. Natürlich werde ich ihr alles erzählen, was sonst? Nichts anderes sollte ich jetzt tun. »Gerne, aber es wird seltsam, denn am Ende der Geschichte ... also, wenn sie fertig ist, dann ...«

»Dann?«

»Treffe ich auf eine zweiundvierzigjährige Lyrikerin, von der ich meine, sie schon mein ganzes Leben zu kennen.«

Katharinas rechter Zeigefinger hebt sich um einen Zentimeter. Sie beugt ihn, ohne ihren Blick von mir zu lassen. Dieser dauerhafte Glanz im verwässerten Blau, wie ein stetes Tränenmeer. Wo bleibt Friedrich? So lange kann man doch gar nicht pinkeln. Also erzähle ich.

Katharina schweigt und hört. Nichts an ihr ist in Bewegung. Sie schweigt noch eine halbe Ewigkeit, nachdem ich fertig bin. Die Kellnerin bringt endlich Apfelschorle und Milchkaffe, drückt mir einen Zettel in die Hand. »Ist schon bezahlt«, sagt sie. »Der Typ meinte, ich solle ausrichten, er müsse nach Hause, weil es seiner Frau nicht gut ginge.«

»Vielen Dank.« Es wird wieder still am Tisch. Ich fülle einen Teelöffel Zucker in den weißen Milchschaum, Katharina trinkt einen großen Schluck, setzt das Glas ab.

»Du hast einen Menschen getroffen, wieder und wieder, gleiches Aussehen und am Ende war dieser Mensch dir so vertraut, dass du beinahe geblieben wärst.«

»Das stimmt. Allerdings hat mir mein Bauch gesagt, dass der Pfad noch nicht zu Ende ist. Das klingt wohl alles nach Dachschaten, oder?«

»Nein, ganz und gar nicht. Auch ich habe einen solchen Menschen getroffen.« Ich stelle die grad angehobene Tasse wieder zurück und starre Katharina an. »Ein Mann von dem ich nicht weiß, wie er heißt. Schon als Kind ist er mir begegnet. Nie wirklich in meiner Nähe. Im Bus, einem Restaurant, auf einem Marktplatz. Immer dann, wenn eine Faust mein Herz zu zerquetschen drohte oder es mehr als ein Universum gab und ich nicht mehr wusste, aus welchem ich gekommen war.«

Was auch immer sie mit mir getan hat in diesem Moment. Ich breche in Tränen aus. Sie kommen einfach. Aus einer Tiefe, die nicht in mir sein kann. Noch nicht mal verbergen will ich sie. Einfach laufen lassen in die Freiheit und wer bin ich, sie aufhalten zu wollen. Katharina steht auf, setzt sich neben mich, nimmt meine Hand und drückt. Die Sehnen formen einen Bogen. »Und? Kommt er jetzt noch, der Mann?« Das Sprechen fällt mir schwer.

»Nein. Schon ein paar Monate nicht mehr. Ich glaube, ich bin angekommen.«

»Angekommen? Wo?«

»Hier«, sagt sie und drückt meine Hand. Es ist nur ein Schritt in ihr Universum und der Pfad, auf dem ich schreite, kommt an sein Ende.